

Klara May,

die Witwe Karl Mays, hat zwei große Reisen durchgeführt. Die erste dieser Reisen führte sie 1930 nach Amerika; ihr Reisebericht „Mit Karl May durch Amerika“ wurde als Buch veröffentlicht¹. Bei der zweiten Reise handelte es sich um eine Kreuzfahrt um die Welt, von der sie in 25 „Reisebriefen“ berichtete.

Diese Reisebriefe erschienen in der Tageszeitung „Der Freiheitskampf“² in Dresden unter dem Titel:

Unter dem Hakenkreuz um die Erde

Von Klara May.

Die Reise begann am 27. Januar 1934 in Villefranche (V.-sur-Mer bei Nizza) und verlief an Bord der „Resolute“³, einem Hapag-Kreuzfahrtschiff, bis zum zwischenzeitlichen Ende in New York am 29. Mai 1934; die Rückkehr nach Deutschland erfolgte vom 6. bis 12.[?] Juni 1934 an Bord der „Albert Ballin“. Die „Resolute“ fuhr, von Klara May besonders hervorgehoben, gemäß der damaligen Zeit unter der Hakenkreuzfahne, woraus wohl – neben der bekannten Verehrung Klara Mays für Adolf Hitler⁴ – der Titel der Briefreihe abgeleitet wurde. In den Berichten zeigt sich neben Lobpreisungen des „Führers“ auch sonst häufig Klara Mays nationalsozialistische Überzeugung, die die „Farbigen“, die „Eingeborenen“ der besuchten Länder häufig als „schmutzig“ bezeichnet. Positiv bewertet werden dagegen Menschen, die unter dem Einfluss von europäischen Kolonialherren (z. B. Holland) stehen und – die Japaner!

Bei den Briefen klingt immer wieder auch der Duktus eines Reiseführers an, aus dem wohl die eine oder andere Einzelheit abgeschrieben wurde. Der Bezug zu Karl May ist eher gering und beschränkt sich einerseits auf Reisereminiszenzen von 1900 (Griechenland bis Aegypten), wobei sie den Eindruck erwecken möchte, dass sie diese Reise als Frau von Karl May mitgemacht habe, andererseits hauptsächlich auf Verweise auf Karl Mays Werke, die ihre Reisestationen betreffen, insbesondere „Und Friede auf Erden“ (Ägypten bis Sumatra), „Am stillen Ozean“ (Indien, Sri Lanka) und auch „Der blaurote Methusalem“ (China). In den Briefen finden sich daher auch nicht so viele hanebüchene Märchen über Karl May wie in ihrem Amerikabuch.

Ein Nachdruck der Reisebriefe im Hamburger Tageblatt trug den leicht geänderten Titel: Unter dem Hakenkreuz um die Welt.

Der Text dieser Reisebriefe wird als Zeitdokument wiedergegeben. Korrekturen wurden nur selten in [] vorgenommen, auf Kommentierung wie beim erfassten Amerika-Buch wurde verzichtet.

Hans-Jürgen Düsing, April 2019.

1 Vergl. https://www.karl-may-gesellschaft.de/kmg/seklit/diverse/may_klara/Mit_Karl_May_durch_Amerika.pdf

2 Erscheinungsweise der Briefe I bis XXV in „Der Freiheitskampf“, Jahrgang 1934.

Nr. 48	18.02.	Nr. 97	08.04.	Nr. 149	30.05.	Nr. 181	01.07.	Nr. 216	05.08.
Nr. 55	25.02.	Nr. 104	15.04.	Nr. 153	03.06.	Nr. 188	08.07.	Nr. 223	12.08.
Nr. 69	11.03.	Nr. 118	29.04.	Nr. 160	10.06.	Nr. 195	15.07.	Nr. 230	19.08.
Nr. 76	18.03.	Nr. 125	06.05.	Nr. 167	17.06.	Nr. 202	22.07.	Nr. 237	26.08.
Nr. 88	30.03.	Nr. 132	13.05.	Nr. 174	24.06.	Nr. 209	29.07.	Nr. 244	02.09.

3 Das Schiff lief 1914 als „William O’Swald“ vom Stapel, wurde aber vor Kriegsbeginn nicht mehr in Dienst gestellt. Nach dem Krieg fuhr das Schiff unter dem Namen „Brabantia“ für den Koninklijke Hollandsche Lloyd; 1922 kauften die United American Lines das Schiff und benannten es in „Resolute“ um. 1926 wurde es vom deutschen Hapag gekauft und fuhr ab 1928 als Kreuzfahrtschiff, bis es 1935 unter dem Namen „Lombardia“ nach Italien verkauft wurde. Als Truppentransporter eingesetzt wurde es 1943 in Neapel versenkt.

4 Klara May wurde 1933 in Bayreuth Adolf Hitler vorgestellt, worüber sie enthusiastisch berichtete. Sie war Mitglied der NSDAP und befreundet mit Angela Raubal, der seit Ende 1935 in Radebeul wohnhaften Halbschwester Adolf Hitlers.

Unter dem Hakenkreuz um die Erde

Von Klara May

Frau Klara May, die Gattin Karl Mays, befindet sich augenblicklich mit ihrer treuen Gefährtin, mit der sie schon einmal eine Reise durch Amerika zu den einsamsten Indianerstämmen unternahm (vergleiche ihr Buch „Mit Karl May durch Amerika“), auf einer Weltreise. Ueber ihre Reiseeindrücke wird Frau Klara May in unserer Zeitung, als einziger Zeitung Sachsens, fortlaufend berichten.

I.

Nach sonnigen Tagen an der Riviera bestiegen wir am 27. Januar 1934 in Villefranche das Deck der „Resolute“. Von weitem schon grüßte uns die Hakenkreuzfahne und die alte deutsche Reichsflagge: Schwarz-Weiß-Rot. Wundervoll war für uns das Empfinden, wieder deutschen Boden unter den Füßen zu haben; das sich leise regende Heimweh und Bangen vor dem kühnen Beginnen schwand, als wir deutsche Laute hörten, wieder mit deutschen Menschen zusammen waren.

Unsere Kabinen waren durch Liebe, die die Heimat sandte, mit Blumen herrlich geschmückt und machten uns das Heim für lange Zeit sogleich lieb und vertraut; wir waren bald ganz eingerichtet.

Nun ging es daran, unsere Umgebung in Augenschein zu nehmen. Wir sahen, von oben anfangend: ein großes Schwimmbad, von dem man in wenigen Wochen in Tropengegenden das Glasdach entfernen wird damit in reinem Seewasser unter freiem Himmel gebadet werden kann, weite Promenadendecks mit Spiel und Liegegelegenheiten, geschmackvolle Speise- und Gesellschaftsräume und, was am meisten freute, ein schönes, ernstes Bild unseres geliebten Führers Adolf Hitler.

Nach guter Fahrt erreichten wir den ersten Anlegeplatz, Neapel, am Abend des 29. Januars 1934. Auf der Fahrt sahen wir ein seltenes Naturschauspiel. Aus dunklen Wolken kam eine starke Windhose, die sich nach einiger Zeit auflöste und hinter einer Wolkenwand verschwand. Sie war nach Schätzung der Bordmannschaft etwa 18 bis 20 Kilometer vom Schiff entfernt. Neapel hatte Gewitter und Regen. Unfreundlich zeigte es sich den Gästen. Ausflüge nach Pompeji und anderen Sehenswürdigkeiten der sonst so schönen Stadt wurden von dem größten Teil der Fahrtteilnehmer unternommen; wir aber beteiligten uns nicht daran, da wir alles schon zu günstigerer Zeit gesehen hatten. Nur ein kurzer Spaziergang durch die Stadt entfernte uns vom heimatlichen Schiff.

Hier in Neapel konnten wir große Veränderungen, Verbesserungen und gewaltige Umbauten wahrnehmen. Auch ein mächtiger Tunnel ist zwischen der Mole Beverello und dem National-Park angelegt worden.

Um 13.30 Uhr am 30. Januar 1934 lichtete unser Schiff die Anker zur Weiterfahrt nach Athen, dessen Hafen wir am 1. Februar 1934 erreichten. In wundervollem warmen Sonnenschein lag die Stadt vor uns. Wie viele Millionen und aber Millionen Menschen mögen schon gleich uns erwartungsvoll dieser Küste entgegengeschaut haben? Nicht wie bei meinem früheren Besuch (1900), ging es auf staubiger Landstraße zur Stadt, sondern in guten Autos, die sorglich für uns bereitstanden und es ermöglichten, in kürzester Zeit die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen.

Eine ausgezeichnete Führerin war uns zugesellt, eine Griechin deutscher Abkunft. Sie sprach mit Begeisterung und tiefem Wissen von ihrem Land und seinen Reichtümern.

Der erste Besuch galt dem Museum. Herrliche Schätze waren da seit meinem ersten Besuch hinzugekommen; es sollen auch noch Erweiterungsbauten geplant sein, um noch mehr aufstellen zu können, was bisher aus Raummangel unmöglich war.

In großer Zahl waren noch wundervolle Gräberfunde angesammelt worden. Der Hauptraum aber, der Schliemann-Saal, barg, wie einst, die wunderbarsten Schätze altgriechischer Kunst, die in dieser Gesamtheit einzig auf der Erde sein dürften. Ein Deutscher hat sie dem Lande gewonnen. Deutsche sind es, die die neuen Gräberfunde hinzufügten und deutsche Archäologen sind es, die heute unterhalb der Akropolis, am Anfang der heiligen Straße, die einst von hier aus nach Eleusis führte, neue Werte der Erde abringen. „Ja, meine Deutschen“, sagte die Führerin mit Rührung, als wir ihr über alles aufgewühlte Steingeröll folgten, „sie haben Sinn für uns, für unser Land und seine Schätze“.

Vom Museum ging es zur Akropolis; sie begrüßte uns schon vom Beginn der 5 Kilometer langen Syngroß-Straße in alter erhabener Schönheit im herrlichsten Sonnenschein unter leuchtend blauem Himmel.

Unschöne Bauten ziehen sich heute an der einst einsamen Straße hin. Man hat hier Platz schaffen müssen für die aus der Türkei ausgewiesenen Griechen. Es sollen 500 000 gewesen sein. Verschönt wurde die Stadt durch diesen Zuwachs nicht. Es sind zwar selbst im Innern der Stadt herrliche Neubauten im alten Stil entstanden, damit sind aber die denkbar schärfsten Gegensätze geschaffen.

Unser Auto brachte uns zum Jupitertempel, der unverändert wie einst uns begrüßte mit seinen großen Säulen. Der Tempelplatz ist frei gehalten. Man kann sich in der Phantasie leicht die Größe des einstigen Heiligtums vorstellen. Unverändert ist der Triumphbogen des Hadrian, ebenso das schöne Lysikrates-Denkmal, die sogenannte „Laterne des Diogenes“. Von diesen Denkmälern gab es einst ganze Straßen. Es waren Ehrentempel, die man den Siegern der Olympischen Spiele stiftete. Und unverändert in aller Pracht und erhabener Schönheit steht vor allen die Akropolis.

Wieder, wie einst, saß ich auf den Stufen des Niketempels und gedachte der Vergangenheit. Wieder erschaute ich die wunderbare Fernsicht in hellem Sonnenglanz. Eine Weihestunde am Feierabend des Lebens. Vor 34 Jahren, am 9. Juli 1900, früh 5 Uhr, nach stürmischer Fahrt, waren wir, Karl May und ich, in der Phaleron-Bucht, dem Hafen von Athen, gelandet, auf dem alten russischen Schiff „Aurora“. Ich hatte sehr unter Seekrankheit gelitten, die Karl May nichts anzuhaben vermochte. Mächtig stürmten die Erinnerungen aus jener Zeit auf mich ein. Wir hatten damals drei Wochen hier zugebracht und alle aus der Geschichte vertrauten Stätten besucht.

Von hier aus genießt man eine wunderbare Fernsicht über die Stadt und die Bucht von Phaleron. Man erträumt Eleusis und Akrokorinth in weiter Ferne. Bei Sonnenuntergang beginnt auf dem Meere ein wunderbares Farbenspiel. Oft hatten wir es beobachtet und begriffen, wie Byron die begeisterten Worte dafür fand:

„Langsam versinkt, im Scheiden doppelt schön,
die Sonne westlich von Morea's Höh'n,
nicht, wie im Norden fahlen Angesichts,
nein, wolkenlos, ein Brand lebend'gen Lichts!
Auf stiller See die goldnen Strahlen glüh'n
wie zitternd Gold auf dunklem Wogengrün,
auf Hydras und Aeginas Felsen lacht
der Gott der Freude ein letztes: Gute Nacht!“

Ich war ins Träumen gekommen da oben auf den Stufen des Niketempels. Ich dachte dem nach, worauf der „Observer“ unseres Schiffes, die in englischer Sprache verfaßte Bordzeitung für die Globetrotter, mit echt deutschem Hang zur Philosophie hinwies. Sokrates! Da unten durch die Gassen war der Alte gestreift, umgeben von einem Schwarm jugendlicher Anhänger, die dem Verkünder ewiger Wahrheiten das Wort vom Munde lasen. Und so war er gestorben, getroffen vom Spruch des Gerichts: „Ich gehe hin, um zu leben; ihr, um zu sterben! Wer von uns das bessere Teil erwählt hat, das weiß allein der Gott!“

Deutschland, dachte ich, geliebte Heimat! Ich stehe im Abend des Lebens wie damals der Weise von Athen! Die aber heut den Weg beginnen im neuen Reich, die haben bestimmt das bessere Teil erwählt!

Am Ende unseres damaligen Aufenthaltes in Athen beschlossen Karl May und ich von all den erschauten Schönheiten Griechenlands einen stillen Abschied zu feiern, indem wir eine Vollmondnacht auf der Akropolis zubrachten. Es geschah. Wir saßen in stiller Andacht auf den Stufen des Niketempels. Ein lang gehegter Gedanke reifte aus. Wir wollten von all dem Schönen etwas in unsere geliebte Heimat verpflanzen: den Niketempel als letzte Ruhestätte.

Ein in Athen lebender Architekt, ein Radebeuler Kind, Professor Ziller, hatte uns durch Griechenlands Schätze geführt. Begeistert griff er unseren Gedanken auf und führte ihn mit seinem Bruder, der ebenfalls ein Menschenalter in Athen gelebt hatte, in Radebeul aus. Dort steht nun die Nachbildung des Niketempels von der Akropolis in Athen. Darin ruht Karl May, und ich hoffe, auch einst dort ruhen zu dürfen.

Wir besuchten damals noch manche ehemals heilige Stätte. So Eleusis, so Akrokorinth. Da fanden wir selber noch Scherben von alten Gefäßen, zwar keine Stücke von Wert, und dennoch Welch ein Zauber ging

von ihnen aus, hielt man sie in Händen! Die Abende waren der Erinnerung geweiht; neu zog die Geschichte der Vergangenheit an uns vorüber, neues altes Leben quoll aus den Ruinen. In Delphi standen wir auf der Stelle, wo einst der Tempel gestanden haben mag; dort war die heilige Kastellaquelle, die ein Erdbeben zum Versiegen brachte. Hier galt den Gläubigen der Spruch der Pythia, Glück und Unglück kündend, Segen und Fluch. Am Tempel standen die Worte: „Rein von Herzen betritt den Tempel des lauterer Gottes, wenn dir der heilige Quell eben die Glieder benetzt!! Guten Pilgern genügt ein Tropfen, aber dem Bösen wüsche das Weltmeer selbst nicht die Verschuldung hinweg.“

In stiller Kabine klingen all die Erinnerungen aus und wandern als Gedanken zur Heimat, der geliebten. Weiter geht die Fahrt, für mich zu weiteren Erinnerungen. Konstantinopel, das heilige Land, Aegypten folgen, alles mit Karl May Erschautes. Bald hoffe ich davon weiter zu berichten.

II.

Nach guter Fahrt landeten wir, von Athen kommend, am Abend des 2. Februar 1934 im Hafen von Konstantinopel. Das Schiff durchfuhr den Bosphorus bis hinauf ins Schwarze Meer und zeigte den Reisenden so die ganze Schönheit der Lage von Konstantinopel. Die älteste Sage gab der Meerenge den Namen: hier war der Sitz der Io, die in eine Kuh verwandelt wurde und über die Meerenge schwamm, daher der Name „Kuh- oder Rinderfurt“ = Bosphorus.

Herrscher und Heere benützten im Lauf der Jahrhunderte immer wieder diese Brücke nach dem Orient. Des Darius Krieger setzten über die Meerenge, Gottfried von Bouillon weilte als Führer des Kreuzfahrerheeres in Konstantinopel, die Dogen von Venedig berannten die Mauern der Stadt und schließlich fiel sie nach mehreren vergeblichen Angriffen 1453 in die Hände der Türken unter Mohammed II. Wir fuhrten am Wahrzeichen der Stadt vorüber, an den Türmen von Rumeli Hissar, von Mohammed II. zur Verteidigung der schmalsten Stelle der Meerenge 1452 errichtet. Sie haben heute als Verteidigungsmittel allen Wert verloren, sind aber der schönste Schmuck des Bosphorus und keiner, der sie sah, wird sie aus dem Gedächtnis verlieren.

Langsam zog das Schiff an all diesen Stätten vorüber, uns Reisenden Zeit lassend, alles Erschaute in uns aufzunehmen, bis ins Schwarze Meer. Dort wendete es in großem Bogen und fuhr in majestätischer Ruhe zurück, um im Hafen zu ankern. Leichter Nebel hüllte jetzt die Umgebung ein. Wanderlustige Mitreisende gingen noch an Land. Wir gehörten nicht dazu, denn wir wollten uns für den nächsten Tag vorbereiten, der viele neue Eindrücke bringen sollte.

Sonnabend, 3. Februar 1934, 9 Uhr, wurden wir ausgebootet. Wir bekamen einen guten Führer zugesellt, einen Türken. Sein Name ist Baha Ibrahim. Er ist ständiger Führer im Hotel Tokathian und allen deutschen Reisenden zu empfehlen. Früher weilte er in Dresden und lernte dort Deutsch.

Mit ihm besuchten wir zuerst die Agia Sophia. Der Führer hatte gute Geschichtskennntnisse und frischte viele schlummernde Erinnerungen auf. Konstantin I. erbaute im Jahre 326 diese Kirche und weihte sie der göttlichen Weisheit: „Hagia Sophia“. Sein Sohn Konstantin II. vergrößerte den Bau. Ein Erdbeben zerstörte ihn im Jahre 360 teilweise, aber Theodosius errichtete ihn ihm Jahre 415 aufs neue. 532 wurde die Sophia ein Raub der Flammen und gänzlich vernichtet. Justinian legte aber schon 40 Tage nach dem Brand den neuen Grundstein, und schon 537 wurde das neue Bauwerk geweiht. Säulen aus den Tempeln in Baalbek und Ephesus mußten den Neubau verschönern helfen, in alter Pracht erstand des Heiligtum.

Wiederholt stürzte die Kuppel ein, wurde aber immer wieder von neuem errichtet. Einem der Baumeister soll es gelungen sein, das Gleichgewicht herzustellen, um neues Einstürzen der Kuppel zu verhindern. Bleibeschwerung des Daches in Verbindung mit unterirdischen Wasserströmen soll den Ausgleich herbeiführen, so berichtete der Fremdenführer. Bei der Eroberung der Kirche 1453 wurde sie Schauplatz einer furchtbaren Metzelei. Tausende hatten sich in das Heiligtum geflüchtet, ohne Erbarmen wurden sie alle niedergemacht.

Man zeigt eine Säule, an der das erste Zeichen der von nun an regierenden Sultane, die „Tughra“, die türkische Unterschrift der Herrscher, zu sehen ist. Mohammed soll seine Hand in das Blut der Leichen getaucht und mit Blut an die Säule geschlagen haben, als Zeichen der Besitzergreifung. Von da an gilt dieses Zeichen als Unterschrift der Herrscher. Es hat die Gestalt einer Hand mit abgespreiztem Daumen. Um die

nun folgenden Unterschriften der Herrscher zu unterscheiden, wurde jeder Tughra noch ein kleines Zeichen angefügt, das den jeweiligen Sultan und seine Zeit erkennen läßt.

Neuerdings ist es geglückt, wundervolle Mosaikbildnisse in der Vorhalle der Agia Sophia freizulegen von der verhüllenden Ueberstreichung. Es wundert mich, daß die Türken so duldsam geworden sind, das zu gestatten. Auch hier scheint sich der alles verjüngende, reinigende und neuen Anschauungen Einlaß schaffende Geist Kemal Paschas auszuwirken. Bei unserm ersten Besuch zeigte man uns nur verstohlen, rasch wieder verdeckt, einige kleine Mosaiken. Es war damals nicht erlaubt, sie zur Schau zu stellen.

Dann wanderten wir, noch benommen vom eben Geschauten in der Agia Sophia, etwa 50 Stufen hinab zur Zisterne der alten Basilika mit ihren unterirdischen Säulenhallen, die sich im klaren Wasser spiegeln. Statt der früheren Oellampen hat elektrisches Licht hier Einzug gehalten. Die Zisterne wird von einem Bergquell gespeist und wurde vorsorglich errichtet, um die Stadt bei Belagerungen durch diesen unterirdischen Wasserspeicher mit Trinkwasser zu versorgen.

Unsere Wünsche gingen aber vor allem dahin, endlich einmal die früher unzugänglichen Privatwohnungen der Sultane und ihrer Frauen kennenzulernen. Mit welcher Begeisterung habe ich – und mit mir sicher ungezählte Freunde – Karl Mays „Durch die Wüste“ gelesen, seine Schilderungen von Harem und Haremsleben.

Vor 34 Jahren, während Karl May beim Sultan Abdul Hamid empfangen wurde, durfte ich in einen Empfangsraum vornehmer Türkinnen eintreten, bekam Kaffee und nach Rosenöl schmeckende Süßigkeiten. Ich unterhielt mich auch mit den Damen, da sie leidlich französisch sprachen. Weiter als in diesen Haremsraum aber kam ich zu jener Zeit nicht. Heute nun sollte das Verlangen nach weiteren Einblicken befriedigt werden, wir durften in das alte Serail, den großen Palast der Sultane.

Schöne Empfangsräume, zuerst ganz in französischer Art, dann immer weiter in die älteren Bauten, leider durch französische Möbel verunstaltet, und endlich auch rein türkische Gemächer. Diese wirkten in ihrer Umgebung am besten, denn der türkische Stil ist in seiner Einfachheit und mit den schönen Stalaktiten sehr harmonisch. Das Serail gibt einen vorzüglichen Einblick in die Gewohnheiten des täglichen Lebens der Herrscher, die hier aus- und eingingen. Nur zeigt alles starken Verfall, große Teile der Anlage liegen schon in Schutt und Trümmern, vom Feuer zerstört, das mit den alten Holzbauten schnell aufräumt, und aus Holz waren die meisten der Kioske, die das Leben der Haremsfrauen umschlossen.

Ein kleines Reich für sich mit einem Audienzsaal war dem Sultan vorbehalten. Dort stand sein Thron, weiter als in diesen Raum gelangten auch seine Untergebenen kaum. Diesem ersten, größeren schlossen sich die Wohngemächer an, die schönen und einfachen Charakter hatten.

Die nun folgende Wohnung der Mutter des jeweiligen Sultans entsprach im Stil der des Herrschers, dann kam das Reich der jeweiligen Lieblingsfrau. Die übrigen Frauen waren in besonderen, mehr oder weniger schönen Kiosken untergebracht. Einer der mächtigsten ist der nach der Eroberung Bagdads entstandene, er trägt auch den Namen dieser Stadt; von der ihm vorgelagerten Terrasse hat man einen wundervollen Blick auf das Goldene Horn und seine reizvollen Ufer. Aber auch hier zeigt sich schon starker Verfall.

Besonderes Augenmerk wendet sich den Wohnungen der Eunuchen zu. Auch ein Reiz für sich, eng und dunkel die Gänge und Räume. Im Zugang, einer Art kleinen Hof, hängen noch die Vorrichtungen zur Bestrafung der unglücklichen Menschen. Man band ihnen die Füße hoch und verabreichte ihnen die landesübliche Bastonnade. Diese Strafe, von der man soviel in den orientalischen Erzählungen Karl Mays liest, bestand im Peitschen der Fußsohlen mit Stöcken, oft bis zur Zerfleischung.

Die Eunuchen spielten als Vertraute der Sultane oft eine wichtige Rolle und standen dann im Ränkespiel den Frauen nicht nach.

Man muß wissen, daß in der letzten Zeit der absolutistischen Sultane eine starke Politik durch die Frauen getrieben wurde. Der Herrscher war gezwungen, in jedem Jahr aus einer Anzahl ihm zur Wahl gestellter Töchter von Beduinenstämmen eine Frau zu wählen. Das hatte den Zweck, die immer unruhigen, leicht erregbaren Völker sich zu Freunden zu machen, was am besten durch Heirat mit einer ihrer Häuptlingstöchter geschah. Diese Frauen wurden dann den schon vorhandenen zugesellt und plauderten unwissend, wie sie waren, manche Geheimnisse ihrer Stämme aus, nicht ahnend, daß alles, was sie sagten, durch geheime Fenster belauscht wurde.

Böse Ränke spannen vor allem aber die Mütter der Sultane; Haß gegen die Nebenfrauen und deren Kinder, Eifersucht und Machtgier diktierten ihr Handeln. Das Gift, der geheime Dolchstoß herrschten. Wenige der Herrscher starben eines natürlichen Todes. Nichts von all dem drang über die hohen Haremsmauern hinaus in die Öffentlichkeit, nur ein Ahnen, ein unheimliches Raunen ging allezeit durch das Volk. Und Schauergeschichten wurden uns damals allenthalben in Konstantinopel berichtet.

Der „Harem“, dieses große, mauerumschlossene Reich, legte sich wie ein Alpdruck aufs Herz. Wie manche dunkle Tat mag da begangen worden sein, und wie manches Abenteuer mag da stattgefunden haben, gerade so wie es von Karl May in vielen seiner Werke lebendig geschildert wird.

Weiterhin gelangten wir zum Medschidie-Kiosk, von dem man eine prächtige Aussicht auf das Marmarameer genießt; dann galt es die Schatzkammern zu besuchen. Die herrlichen, den drei großen chinesischen Kunstepochen eingeräumten Säle mit der wundervollen Porzellansammlung hatten wenig Interesse für uns. Man kommt schließlich nicht nach der Türkei, um China zu bewundern. Bemerkenswert sei hier nur, daß es wieder einmal ein Deutscher war, dem die geradezu mustergültige Aufstellung aller der Kostbarkeiten zu verdanken ist. Nun ging es zur eigentlichen Schatzkammer, die ihre Bezeichnung mit größter Berechtigung trägt. Man kann sich keinen Begriff davon machen, welche ungeheuren Mengen erlesenster Kostbarkeiten hier angehäuft sind, welche Fülle von Gold und Edelsteinen in mehr oder weniger kunstvoller Verarbeitung. Meist Geschenke fremder Herrscher an die Sultane. Daneben eine ganz ausgezeichnete Uebersicht der Prachtgewänder und Turbane der Großherren, vom ersten bis zum letzten Sultan. Ausnahmslos verraten sie eignen, auserlesenen Geschmack. Gar prächtig müssen die Herrscher in dem mächtigen Kopfschmuck ausgesehen haben, der die Krone vertrat, und der bekanntlich das zum Turban geschlungene Leichentuch war. Denn Mohammed hatte geboten, daß jeder Gläubige sein Leichentuch ums Haupt geschlungen trüge, um allezeit zum letzten Schlaf gerüstet zu sein. Jeder Sultan hatte für seinen Turban eine eigne wertvolle, edelsteingeschmückte Agraffe. Auch die großen, mit Kostbarkeiten überladenen Throne ältester und neuester Zeit müssen besonders gewürdigt werden. Ebenso die wundervollen Stickereien in Perlen und Gold. Reiche Pracht, die einst kurzem Scheinglück leuchtete, und die nun der Nachwelt einen bunten Anschauungsunterricht gibt. Nachdenklich geworden verläßt man all diese Herrlichkeiten. Wieder scheint ein Blatt der Geschichte umgeschlagen, das man staunend betrachten durfte.

Ein kurzer Besuch galt noch dem Museum mit dem unvergleichlich schönen Alexandersarkophag. Ihn wiederzusehen in seiner einzigartigen Schönheit war mein inniger Wunsch. Keine Abbildung und keine Beschreibung vermögen erschöpfend einen Begriff von diesem Werk zu geben. Es ist einzig auf der Welt, und kein Besucher Konstantinopels sollte versäumen, diesem Juwel alter Bildhauerarbeit einen Besuch abzustatten.

Nach diesem weiteren tiefen Erlebnis galt meine Sehnsucht noch der reichsten aller phönizischen Glassammlungen, die es auf der Welt gibt. Die schönsten Ausgrabungen dieser Art sind hier vereinigt. Die Gesetze des Landes hatten die Ausfuhr verboten; alles Aufgefundene mußte dem Staat abgeliefert werden. Diese Maßnahme hat das Museum so reichhaltig werden lassen. Verstoßen wurde wohl doch manches hinausgeschmuggelt, und auch das Museum selbst gab an befreundete Staaten ab, alles aber doch in geringem Umfang. Einige dieser kostbaren Gefäße wanderten so durch Freundeshand seinerzeit auch mit nach Radebeul.

Am Ende des besonders große Anforderungen stellenden Aufenthalts in Konstantinopel ist es eine besondere Pflicht, dankbar der Schiffsgesellschaft zu gedenken, die in bester Weise für uns gesorgt hatte. Man kann deutlich den Eindruck mitnehmen, daß man den deutschen Angestellten der Hamburg-Amerika-Linie und den Schiffsgästen allenthalben mit ausgesuchter Höflichkeit begegnet. Diese Wahrnehmung veranlaßte uns, den Reiseführer zu fragen, wie die Stimmung des Volkes für die Deutschen sei. Mit warmer Begeisterung gedachte unser Ibrahim der deutschen Soldaten, an deren Seite er im Weltkrieg gekämpft hatte. Mit besonderer Hochachtung sprach er weiter vom neuen Deutschland und seinem Führer, Adolf Hitler!

III.

Wieder auf deutschem Boden, auf der nun schon wie eine zweite Heimat geliebten „Resolute“!

Schwere und doch unvergeßliche Tage liegen hinter uns. Eine Weltreise ist kein leichtes Vergnügen. Ist wie ein Buch, vom Herrgott geschrieben, man muß darin lesen lernen und die Sprache verstehen.

Am Abend des 12. Februar 1934 kamen wir nach siebentägiger Abwesenheit in Suez an. Da wir den Kanal nicht durchfuhren, sah ich auch das Denkmal Lesseps, des mutigen Kanalerbauers, diesmal nicht, dafür aber zum erstenmal das Rote Meer, Neuland für mich. Doch nicht davon will ich heute berichten, sondern von den letzten Erinnerungen, die mich in Gedanken zurückführen zu den Reisetagen, damals mit Karl May.

In Haifa, wo wir am 6. Februar 1934 landeten, welch ein Unterschied! Damals, vor mehr als dreißig Jahren, kamen wir auf unwegsamen Straßen von Jaffa her. Das einst unansehnliche, staubige Haifa ist heute nicht wiederzuerkennen. Es ist eine richtige Stadt geworden mit guten asphaltierten Autostraßen. Schöne Hafenanlagen machen den Ort zu einem bedeutenden Handelsplatz.

Unsere deutschen Bekannten, die damals hier ein sauberes Unterkunfts Haus besaßen, sind in den Kriegswirren verschollen; wie ich erfuhr, sind sie nicht mehr am Leben. Fremd war mir Haifa, fremd alles ringsum.

Auf vorzüglichen Straßen ging es im Auto ins heilige Land hinein. Ueber Haroset und Mujeida zunächst nach Nazareth. Auch hier durchgreifende Veränderung des Ortes. Kein deutsches Einkehrhaus mehr wie einst. Nicht mehr so stimmungsvoll die Werkstatt Josephs; eine neue Kirche deckt jetzt die Höhlenwohnung, die man als die Heimstätte Josephs und Marias bezeichnet.

Nur die Menschen allein schienen unverändert. In gleicher Kleidung wie vor Jahrhunderten kamen die Frauen zum Brunnen, zur „Marienquelle“. Ein schönes, stimmungsvolles Bild, ein kleines Heiligtum inmitten all der Veränderungen.

Weiter ging es ins Bergland hinein, durch Kanaan im Galiläagebirge nach Tiberias.

Hier fanden wir im „Hotel Tiberias“ das alte, liebe deutsche Gasthaus wieder, wo wir einst wohnten. Noch immer ist es im Besitz der Familie Großmann. Die Mutter mit ihren Kindern führt das bekannte Haus in altgewohnter Weise treulich weiter. Die Freude des Wiedersehens war beiderseits groß. Erinnerungen wurden ausgetauscht, auch wurde nach dem Ergehen gemeinsamer Bekannter geforscht. Wie wechselnd waren beiderseits die Geschicke! Ein liebes Gedenken hat man Karl May hier bewahrt. Leider hat man seine Eintragung ins Fremdenbuch der Familie entwendet. Seine Bücher aber vererbten sich vom Vater, der sie bis zu seinem Tod immer wieder gelesen hat, auf die Söhne, die sich nun daran erfreuen.

Hier gründeten deutsche Siedler in der Ebene Saron, nördlich von Jaffa, eine Kolonie, aus der ein deutsches Dorf entstand. Wie rührend war damals, als wir dieses kleine Reich besuchten, die überaus gastliche Aufnahme bei den Landleuten. Man hatte kleine Orangenbäume herangezogen, die zu der Hoffnung berechtigten, in ein paar Jahren schöne Früchte tragen zu können. Die ersten davon wurden Karl May versprochen, und sie kamen auch wirklich an einem Weihnachten an.

Viel wurde uns damals berichtet von den Mühen und Leiden der Siedler. Jeder Spatenstich war teuer erkaufte, denn ein böses Fieber bedrohte die Einwanderer, keines der aus der Heimat mitgebrachten Kinder blieb am Leben, alle fielen ihm zur Beute. Nur die dort Geborenen überdauerten die Krankheit. Pater Bieber in Kapernaum erzählte uns damals, er habe Chinin kiloweise verbraucht, um dem Uebel zu steuern. Harte Kämpfe hatten die Templer im Anfang auch mit den Arabern zu durchfechten, die ihnen feindlich gesinnt waren und jede Hilfe verweigerten. Die Leute waren mißtrauisch gemacht worden durch die Karmeliter, die der neuen Sekte nicht gewogen waren. Sie hatten den Arabern gesagt: „Hütet euch, jetzt kommt das größte Unglück über euch, schlimmer als alles Vorhergegangene, denn schlimmer als Heuschreckenplage und Pest sind diese Neuangekommenen, diese Protestanten!“

Jahre lang hatten die Templer gegen dieses Vorurteil anzukämpfen; doch als die Araber das Wachsen und Gedeihen der Anlagen wahrnahmen, schöpften sie Vertrauen, eiferten den Siedlern nach, und heute bedecken meilenweit Orangenhaine mit Millionen und aber Millionen herrlichster Früchte das Land.

So ist hier aus deutschem Fleiß eine Obstkultur geschaffen worden, die den Anlagen in Kalifornien nicht nachsteht, und Palästina versorgt heute schon weite Gebiete des nördlichen Weltmarktes mit seinen herrlichen Früchten.

In der Nacht setzte ein heftiges Gewitter ein, so daß der Morgen zur Weiterfahrt nach Jerusalem recht kühl war. Diese führte durch die Ebene Jesreel, vorüber am Berg Tabor, dann zu den Gilboabergen und durch die Ebene Dothan, über die Hügel von Samaria hinauf nach Nablus. Nach kurzer Fahrt wurde am Jakobsbrunnen Halt gemacht, dann ging's über Silo, Sindschil, Gofnah, Bethel, Beeroth, Rama, Mizpah, Gibeon nach Jerusalem. Trostlose Steinwüste überall mit wenig Fruchtländchen. In einigen Stunden hatten wir im Auto einen Weg zurückgelegt, der bei unserer ersten Anwesenheit drei Tage in Anspruch genommen hatte. Schlimme Pfade voller Steingeröll damals, heute bequeme Asphaltstraßen, bergauf, bergab.

Auch Jerusalem hat sich außerhalb der Mauern gewaltig ausgebreitet. Ein großes internationales Hotel ist entstanden, mit jüdischem Kapital gegründet, das Hotel King David. Das gemütliche alte deutsche „Hotel Fast“ kann leider eine Masseneinquartierung, wie sie unsere „Resolute“ bringt, nicht fassen. Besucht aber wurden die treuen alten Freunde, Erinnerungen und Meinungen ausgetauscht. Und vor allem wurde von der Heimat berichtet, vom Aufschwung im neuen Deutschland. Auch hier hörten wir, wie in Tiberias schon, daß unsere Bewegung begeisterte Anhänger im Heiligen Land hat. Alle schauen mit hoffender Seele nach der Heimat. Viel haben die Deutschen auch hier durch den Krieg gelitten und verloren. Unseren Freunden im Hotel Fast blieb allerdings das Konzentrationslager erspart, weil die liebe alte schon 82jährige Frau Fast, die damals bei unserem ersten Aufenthalt wie eine Mutter für uns gesorgt hatte, gelähmt war und nicht mehr aufstehen konnte. Allen deutschen Palästinawanderern möchte ich ans Herz legen, beim Besuch Jerusalems das Hotel Fast aufzusuchen. Es bietet alles, zum Teil Besseres als das Prunkhaus „King David“, nur fehlt Spiel und Tanz. Deutsche Schlichtheit wohnt an dieser Stätte. Die meisten Deutschen besuchen auch schon Fast, den treuen Stammesbruder im Heiligen Land.

Das alte Jerusalem mit den sagenhaften Heiligtümern hat sich seit unserem ersten Besuch wenig verändert. Der Fremde muß sich Jerusalem im Innern aufbauen, denn jenes Jerusalem, wo Christus einst wandelte, liegt bekanntlich tief verschüttet unter dem heutigen Ort. Erst im 16. Jahrhundert errichteten die frommen Franziskaner die Via Dolorosa mit den Leidensstationen Christi. Keine Stadt der Erde hat solche Zerstörungen und Umwälzungen durchgemacht, wie Jerusalem. Im Jahre 70 n. Chr. zerstörte Titus die Stadt. Hadrian wollte die Reste der Erinnerung an alle heiligen Stätten der Christen gründlich vernichten, und er erreichte seinen Zweck, indem er Christi Grab verschüttete, den Golgatha-Hügel abtragen ließ und damit die Täler füllte; dann erbaute er auf dem so gewonnenen Raum eine neue Stadt, die er Aelia Capitolina nannte. Erstürmungen, Feuerbrünste und Erdbeben vernichteten und verwüsteten auch diese Stadt; erneut wurden die Täler zugeschüttet und Höhen abgetragen. So steht Jerusalem, wie wir es sehen, auf 10 bis 15 Meter Schutt. Wer also will die uns heiligen Stätten kennen? Ein mit Riesenlettern geschriebenes „Ignoramus“ steht vor uns.

Der einzige Ort in Jerusalem, von dem wir annehmen dürfen, daß Christi Füße auf ihm wandelten, ist der Platz mit dem Felsendom. Hier kann der Tempel gestanden haben, in dem Christus aus- und einging. Heute ist die geweihte Stätte, nachdem sie den Christen wieder entrissen wurde, im Besitz der Mohammedaner, denen sie ebenso heilig ist, wie uns Christen. Nach der unsicheren Ueberlieferung soll der Felsen im Dom eine alte Opferstätte kennzeichnen. Der Altar der Kreuzritter stand dort.

Es ist heute wie einst ein Hauptanziehungspunkt für alle islamitischen Pilger, auch für alle Fremden. Hier errichtete David einen Altar. Auf derselben Stelle ließ dann Salomo seinen Tempel erstehen. Und durch alle Religionswechsel hielt der Orient diese Stätte heilig. Bereits Mohammed verehrte den alten Bau. Stumm schreiten wir vorüber und wandern nachdenklich weiter zur Klagemauer unterhalb des Felsens, der die Moschee trägt.

Nach kurzer Rast bestiegen wir wieder unser Auto, es trug uns zum Oelberg, zum Garten Gethsemane. Von dem Garten, den wir bei unseren früheren Besuchen sahen, ist nur noch ein ganz kleiner Rest vorhanden. Keine Vorstellung bleibt mehr von einem stillen, einsamen Ort. Eine große neue Kirche wölbt sich über dem Platz, an dem Christus seine letzte Nacht im Gebet verbrachte. Vor Jahren stand hier nur die russische Kirche mit ihren Stationen am Berg, frei lag noch der Garten. Heute hat ihn die neue Kirche fast verdrängt, und dicht dabei drängen sich Araberwohnungen.

Von der weihvollen Stimmung dieses Ortes ist fast nichts geblieben.

Still und enttäuscht ging es weiter, am Siloateich vorüber. In dem Becken war noch weniger Wasser als damals, da ich eine Aufnahme von Karl May hier machte. Dann mußte uns die Aussicht von der Himmelfahrtskirche auf Jerusalem den einstigen Blick vom Oelberg ersetzen.

Weiter führte uns der Weg nach Bethlehem. Hier war keine Veränderung an der Kirche der Geburt und dem Vorplatz wahrzunehmen. Alles wie einst, das Heiligtum, in das sich die Vertreter der verschiedenen christlichen Glaubensbekenntnisse teilen, noch immer von mohammedanischen Soldaten bewacht, um immer wieder aufflackernde Streitigkeiten zu verhüten.

Bethlehem selbst fand ich vergrößert, wie alle Orte in Palästina. Friedlich allein lag noch nahe der Kirche das Feld der Hirten. Wie lange noch?

Jetzt blieb uns nur noch der Besuch der Taufstelle Christi am Jordan. Es war noch der alte Erdenfleck, den ich von früher kannte und doch in der Umgebung wie verändert! An der Taufstelle, die einst eine Furt war, ist im Jahre 1919 eine Brücke errichtet worden. Ein paar Lehmhäuser sind vorgelagert. Schmutzige Umgebung ringsum. Da ist keine Sammlung mehr möglich. Araber jagen in alten Autos über die Brücke, unter der der Jordan langsam dahinfließt. Auch hier steht Militär als Wache.

Nun zurück und weiter zum Toten Meer. Eine noch größere Enttäuschung erwartete uns hier. Die Fahrstraße auch dahin wundervoll gehalten, nicht wie früher über Stock und Stein, dafür aber erwartete uns heute ein kleiner Badestrand mit Anlagen, ein Gasthaus mit Grammophon und Jazzmusik. So stellt sich jetzt das einst stille, weilenweit einsame Tote Meer dar.

Wieviel schöner war für mich das Heilige Land zu jener Zeit, als mir Karl May zur Seite war. Wie liebte er jede ihm aus der vertrauten Bibel heilige Stätte. Damals war die ganze Reise durch Palästina, wenn auch langsam und beschwerlich, ein einziges Erleben einer wundervollen Predigt.

Wir wanderten in den Fußspuren Christi, ergeben in Gottes Willen, wie Karl May allezeit war. Er war ein glücklicher Kreuzträger, nie murrte er unter seiner Last. Alles war ihm Fügung, Gottes Wille, bis zur letzten Stunde. Dieser Wanderer zwischen zwei Welten hatte schon in der sichtbaren Welt den Weg zur unsichtbaren erschaut.

IV.

Auf dem Roten Meer in heißer, heller Sonne des Südens. Die Gedanken lassen keine Müdigkeit aufkommen. Wie lebt man hier in und mit Karl May! Ich gedenke seiner Briefe, die er von hier, auf diesem Meer, das er so sehr liebte, nach Hause schrieb. Leider hat sie ein tückisches Geschick vernichtet, und nur die Erinnerung daran ist in mir lebendig. Wenige Stunden weit entfernt, nur durch eine ganz kurze Raumschranke von uns getrennt, liegt Mekka. In welcher glühenden Farben hat Karl May das Heiligtum von ungezählten Millionen, die gläubigen Herzens diese Stätte betreten, in seinen Reiseerzählungen beschrieben! Mit welcher Inbrunst mag Karl May hier gebetet haben, er, der überhaupt betend lebte. Sein ganzes Leben war ein Gebet. Ich kenne ihn nur so, immer gütig, immer zum Verzeihen, zum Geben bereit. Hier in der Stille, weit ab vom Hasten der Welt, kommt die Erinnerung an ihn mehr denn je zum Durchbruch. Immer muß ich an ihn denken und empfinde es noch, wie ihm hier zwingender als je im Gedenken an den allgütigen Gott die Gedanken kamen.

Wie wunderbar leuchteten gestern abend die Sterne am Himmelsdom! Und heute, jetzt, die wunderbare Sonne, wie wir Kinder des Nordens sie nie daheim sehen. Sie spiegelt sich tausendfach im blauen Meer, jede Welle glitzert und jeder sprühende Tropfen ist ein köstlich geschliffener Diamant.

Kein Wunder, daß die alten Ägypter ihre höchste Gottheit in der Sonne verkörpert sahen. Die Sonnenscheibe kehrt in all ihren bildlichen Darstellungen tausendfältig wieder, umwunden von allerlei Symbolen ihres phantastischen Glaubens. Was war ihnen nicht alles heilig! Wie suchten und fanden sie Sinn und Seele auch in den Tieren! Gutes und Böses verkörperten sie durch ihre Göttertiergehalten, in den Hieroglyphen, vor deren kunstvoller Schönheit wir heute, nach Jahrtausenden noch, bewundernd stehen.

Deutsche Gelehrte waren es, vor allem Georg Ebers, die der Welt diese Schätze an Kunst und Wissen erschlossen. Sein „Cicerone“ ist allen Ägyptenfahrern besonders zu empfehlen. Wie hat uns dieser Mann vor unserer ersten Reise ins Pharaonenland begeistert und zum Schauen und Nachfühlen angeregt! Noch heute, nach mehr als 30 Jahren, lebt alles einst von ihm beschriebene wieder in mir auf. Ebers wunderbare Originalarbeiten gingen leider nach England und mögen den Grundstock gebildet haben und die Anregung gewesen sein zu der neuesten und schönsten Ausgrabung im Tal der Könige, zur Entdeckung des Grabes von Tut-ench-Amun, das mich bei der Planung meiner Weltreise wie ein Magnet anzog.

Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Hier vertritt den Mund die Feder. Die Gedanken haften an dieser Stelle zu stark, und ich muß um Nachsicht bitten, wenn ich nicht in der Reihenfolge berichte. Ich komme später wieder zum Anfangspunkt dieses Reiseabschnitts zurück, möchte mir aber zuvor die drängenden Gedanken von der Seele schreiben. Die schönsten dieser Grabfunde sind im Museum in Kairo aufgestellt. Man kann sich selbst aus der begeisterten Beschreibung, wie sie in dem sehr guten deutschen Werk von Howard-Carter „Tut-ench-Amun, ein ägyptisches Königsgrab“, Leipzig, F. A. Brockhaus 1927, vorliegt, keine restlose Vorstellung machen von der wirklichen Schönheit der Mumienhallen. Man muß sie mit eigenen Augen anschauen.

Sein Grab besteht aus einer steilen Eingangstreppe, einem abwärtsführenden Gang, einer Vorkammer mit Seitenraum, einer Sargkammer und einer Schatzkammer. Alle diese Räume sind klein in den Ausmaßen und schlicht in der Ausgestaltung. Die Wandmalereien stellen religiöse Szenen dar, u. a. auch den Leichenzug des Königs. Die Mumie Tut-ench-Amuns ruht da in ihrem Schrein auf einer Bahre. Diese wieder steht auf einem Boot, das von Würdenträgern des Hofes wie ein Schlitten zum Grab gezogen wird. Ueber der Königsleiche hängen Blumengewinde, im Boot liegt vor dem Schrein ein Sphinx. Daneben stehen trauernd die Göttinnen Nephys und Isis.

Durch das Kairo-Museum gut vorbereitet, sahen wir dann im Tal der Könige das wirkliche Grab des jungen Königs, mit seiner letzten Umhüllung des Leibes. Man hat die Mumie, die seinerzeit auch nach Kairo überführt worden war, wieder zurückgebracht an die Fundstelle.

Es herrscht nämlich in Aegypten eine andere Anschauung über den Totenkult als damals bei unserer ersten Anwesenheit. Seinerzeit sahen wir im Museum die völlig von den Hüllen befreiten Köpfe der Könige ausgestellt. Heute sieht man ihn und all die anderen Mumien nicht mehr. In einem besonderen Raum sind sie aufgehoben. Profanen Augen sollen sie nicht mehr als Schauobjekte dienen. Das war eine Enttäuschung für uns, und dennoch billige ich es, daß man so handelt.

Von Jerusalem trug uns die Bahn nach Kairo. Damals kam ich mit Karl May von Port Said her, wo ich am Zuge noch eine Aufnahme von May machte. Kairo besaß damals schon gute Zugverbindungen, nicht aber, wie heute, auch mit Jerusalem. Jetzt ist es leicht, in kürzester Zeit von einem Ort zum andern zu gelangen.

In Kairo nahm uns das gute, aber schon recht veraltete Shephaed-Hotel auf, – leider nicht das mir so vertraute, wenige Häuser weiter liegende „Continental“, wo Karl May und ich seinerzeit ein paar Wochen zubrachten.

Kairo ist heute den Orientalen, was Paris den Franzosen ist, eine Weltstadt, die Hauptstadt des Reiches. Ja, es ist eigentlich die Hauptstadt des Orients. Es stellt mit seinem Leben und Treiben sogar Konstantinopel in den Schatten. Das Gesellschaftsleben ist durch die vielen hier wohnenden Engländer ähnlich entwickelt wie in London. Die Feste, die man hier beim Beginn der Saison feiert, überstrahlen die aller anderen Wintervergnügungsorte der Welt.

Die ägyptische Wintersaison wird im November durch Pferderennen in Helwan eröffnet. Die englischen Offiziere des in Kairo stationierten Lancier-Regiments, die da am Start erscheinen, besitzen wundervolle arabische Pferde. Die besten englischen Fliegeroffiziere zeigen hier ihre Kunstflüge. Herrliche Paläste sind an der einst einsamen Straße nach Giseh entstanden. Hier leben die vom Glück Begünstigten. Dicht aber neben diesem Reichtum wohnt die bitterste Armut.

Die alte Stadt, in der die Araber hausen, in ihren Nilschlammhäusern, in engen Gassen, ist auch heute noch unsauber. Emsige Arbeiter sind in den Basaren, die zu besuchen uns keine Zeit blieb, wie einst am Werk. Was habe ich damals alles dort eingekauft! Es liegt noch daheim in der lieben alten Villa „Shatterhand“, bunt durcheinander, und harrt noch immer der Einordnung in ein Verzeichnis.

Diesmal galt unser erster Besuch in Kairo dem Giseh-Museum. Es enthält die größte, vollständigste und schönste Sammlung aller ägyptischen Kunstschatze. Das Museum auch nur in kleinen Zügen zu beschreiben, ist in diesem Rahmen unmöglich, gäbe auch kein Bild von der Wirklichkeit. Obgleich das Anziehendste, die Mumien der Könige, nicht mehr sichtbar sind, wie ich schon sagte, bleibt dennoch eine Ueberfülle für den Beschauer übrig. Hier ist nicht nur ein einzelnes Blatt im Buch der Weltgeschichte aufgeschlagen. Tage und Wochen könnte einer hier im Schauen verbringen. Diese Quelle zu erschöpfen, reicht ein armes Menschenleben nicht aus.

Vom Museum fuhren wir zur Ashar-Universität und hatten das Glück, Lehrer und Schüler in dem

offenen Hallenhof beim Studium anzutreffen. Der alte, unverfälschte Orient bot sich dem Beschauer dar.

Die Fahrt nach Memphis und Sakkara, zu den Apisgräbern nahm allzu viel Zeit in Anspruch. Meine Bitte, hier nicht so lange zu verweilen, war wirkungslos, und so kam es, daß wir erst gegen 17 Uhr, noch dazu im Regen, die Pyramiden und den Sphinx erreichten. Dort wartete meiner eine arge Enttäuschung. Ich hatte mich so sehr auf die neuen Ausgrabungen am Sphinxtempel gefreut. Nun war der Zutritt schon gesperrt; eine Wache mahnte zum Verlassen des Platzes. Nur einen Blick konnte man hinunter werfen und sehen, wieviel von diesem eigenartigsten und schönsten aller Baugedanken der Pharaonen neuerdings der Wüste abgerungen wurde.

Damals wohnten wir im nahen Mena House, dem schönen, den Pyramiden vorgelagerten englischen Hotel. Eine Nacht beabsichtigten wir dort zuzubringen, und 14 Tage wurden daraus. Hier beginnt Karl Mays Erzählung „Und Friede auf Erden“. Sie wandert von hier nach China denselben Weg, den ich heute zu gehen im Begriff bin. Karl Mays Zimmer in Mena House hatte einen besonderen Ausgang zur Wüste. Er ist heute nicht mehr vorhanden, denn das Hotel wurde sehr vergrößert, und ein Anbau befindet sich an der Stelle, wo einst die Tür war.

Sobald sich am Abend der Verkehr des Tages verlaufen hatte und weit und breit kein Mensch mehr, keine Wache an den Pyramiden zu sehen war, dann begann für uns die Zeit zu einem stillen Gang im Mondschein zum Sphinx. Dieser Märchenleib hatte es Karl May angetan; er behauptete, das Gebilde lebe und atme in stiller Mondnacht und berichte über Zweck und Ziel seines Seins.

Wenn ich sage: der Sphinx, so möchte ich auf das oben erwähnte Buch meines Mannes hinweisen, worin man (auf Seite 58) die Begründung findet: die den drei Pyramiden vorgelagerte Sphinxgestalt ist – im Gegensatz zu den griechischen Sphinxen – männlich; ihr Kopf stellt das Gesicht des Erbauers der mittleren Pyramide, des ägyptischen Königs Chefred (nach anderer Meinung das Antlitz des Sonnengottes) dar.

Eine Stunde Rast blieb noch immer. Ich benützte sie zu einem Besuch der deutschen Buchhandlung. Hier fand ich sogar den 60. Band (Allah il Allah!) der Reiseerzählungen Karl Mays schon vor. Ich hörte, daß man in Kairo wieder, wie vor dem Kriege, mit Vorliebe Karl May lese, und zwar wären es heute auch die Aelteren, die May bevorzugen. Es war mir eine Freude, alte Erinnerungen hier auszutauschen und vom neuen Deutschland zu berichten, von unseres Führers Willen und Vollbringen. Die Deutschen da draußen blicken alle froh und hoffnungsvoll auf ihr Heimatland und auf den Aufstieg des Deutschtums. Dankbar werden da gute Berichte aus der Heimat aufgenommen.

Sonntag, 11. Februar 1934. Im Schlafwagen nach Luxor. Erst Luxor gibt ein vollständiges Bild von Aegypten. Ohne hier oben am Nil gewesen zu sein, sind alle Eindrücke des Pharaonenlandes, sind alle Gewinne dieser Reise nur halb. In einer Nachtfahrt war das Ziel erreicht, was den Nil aufwärts im Boot eine so lange Zeit in Anspruch nimmt. Zeit zum Träumen auf dem Nil in stiller Mondnacht gab es freilich nicht, und Abu Simbel konnten wir natürlich nicht sehen. Es blieb aber das Erhabenen und Großen noch übergenug.

Nachdem wir alle diese wunderbaren Bauten und Denkmäler der uns so fern liegenden, großen Zeit in tiefer Erschütterung betrachtet hatten, blieb uns noch eine kurze Rast, die wir im Hause unseres Führers, eines christlichen Arabers, zubrachten. Georges Michail ist sein Name, Anschrift Luxor, Upper Egypt. Ich versprach ihm, unseren Dank für seine ausgezeichnete Führung in meinen Berichten auszusprechen, und ich möchte es hiermit getan haben. Der 72jährige Mann macht einen Vertrauen erweckenden Eindruck, spricht neben verschiedenen Sprachen auch Deutsch, besitzt Zeugnisse von hervorragenden deutschen Reisenden und darf mit Recht als Führer empfohlen werden.

Nach diesem reichlich anstrengenden Tage bestiegen wir wieder den Nachtzug, der uns nach Kairo zurückbrachte. Von dort ging es nach kurzem Aufenthalt mit der Bahn weiter nach Suez, wo uns unsere geliebte „Resolute“ erwartete und wieder aufnahm.

V.

Wir haben das Wunderland Indien betreten. Wir stehen in scheuer Andacht vor seinen märchenschönen Bauwerken, und wir betrachten erstaunt, von tausend Fragen im Innern bestürmt, seine Menschen; denn diese Menschen sind uns Europäern auf den ersten Blick Rätsel. Ihr ganzes Leben wurzelt

in der Religion. Ihr Streben, Wollen, Hoffen, ihre Freude wie ihr Leid, ihre Liebe wie ihr Haß – alles ist Ausfluß der Religion.

Mir selber, die blutvolles Erleben des Tages nachsinnen ließ über diese Dinge, will es scheinen, als öffnete sich uns hier der Vorhang eines Heiligtums und dahinter würde der Blick frei in die Werkstatt auch der großen deutschen Dichter und Denker. Jetzt erst verstand ich Goethes „Stirb und werde!“ recht. Ich erfüllte Kants Sehnsucht, ahnte Nietzsches Wollen in seinem Zarathustra, in den Aphorismen. Hier fand ich die Sage, die Wagner für seine „Feen“ benützt zu haben scheint. Vielleicht ist er auf dem Umweg über Nietzsche dazu gekommen. Es ist die Sage von der Göttin Durga oder Satin, der Tochter des Berggeistes Himalaja, die in vielfacher Gestalt verehrt wird und viele Namen hat. Sie wurde gegen den Willen ihres Vaters die Gattin Schiwas, der sie raubte und diese Tat mit seinem Leben büßen sollte. Der Berggeist bannte ihn in den Berg. Durga aber opferte ihr Leben für den Gatten und erlöste so Schiwas Seele.

Die Witwenverbrennungen

Aus den Begebenheiten dieses Märchens zog frommer Glaube die übersteigerte Schlußfolgerung. So entstand in Indien die Sitte – besser Unsitte – der Witwenverbrennungen. Es galt als Pflichtgebot, daß die Gattin dem toten Ehemann ihre Seele opferte. England hat diesen Brauch – mit Recht – bekämpft und verboten. Ob zum Glück der Witwen in Indien, mag dahingestellt sein. Ihnen wurde ein Leben gesichert, das kein Leben ist. Der Inder verachtet die Frau, die sich dem Opfer entzieht. Sie ist ausgeschlossen von jeder Freude des Daseins. Sie fastet und kasteit sich. Ein widernatürlicher Zustand, geboren aus frommem Irrglauben. Widernatürlich, weil die „Witwen“ den Gatten oft kaum gekannt haben, nicht innerlich mit ihm verbunden waren, was doch erste Voraussetzung zur Begründung eines solchen Opfers sein müßte. Sind doch in Indien die Kinderehen noch immer an der Tagesordnung. Schon im zartesten Alter wird das Mädchen zur Ehe mit einem unmündigen Knaben verkauft. Vergebens ist Englands Einspruch, der fordert, daß ein Mädchen unter 16 Jahren nicht verheiratet werden darf. Was gilt dem Inder solch kleines weibliches Wesen? Nichts! Wie überhaupt das Weib nichts gilt in diesem Lande, dessen mohammedanischer Bevölkerungsteil, getreu der Lehre des Propheten, der Frau sogar die Seele abspricht. Wir sahen auf einer kleinen Bahnstation ein etwa fünfjähriges Mädchen mit dem Zeichen der verheirateten Frau auf der Stirn. Man kehrt sich nicht an die Bestimmungen der Engländer, und spricht man darüber mit einem Eingeborenen – wie wir etwa mit einem indischen Studenten –, so flammt einem offener Haß entgegen.

Bezeichnend für die Anschauung der Hindus ist es, daß bei ihnen die drei Hauptgötter Brahma, Schiwa und Wischnu, zu einer dreiköpfigen Gottheit zusammengefaßt erscheinen. Der Hinduismus ist nämlich ausgesprochen monotheistisch. Er lehrt, wie alle indischen Religionen, die Unsterblichkeit der Seele, sieht im Tode eine Erlösung und erhofft ein ewiges Sein in Gott.

Die Vielgestaltigkeit der religiösen Anschauungen, die sich in diesen wenigen Zeilen schon spiegelt, darf nicht verwundern. Sekten sind in Indien seit je rasch entstanden, und jeder Sektenstifter wurde als Heiliger verehrt. Wir erleben das zur Zeit wieder an Ghandi, dessen Bild bereits überall in Indien zu finden ist, umgeben von allerlei religiösem Schmuck. Er lehrt die Aufopferung, die Nächstenliebe, die heroische Passivität. Schon zählen seine Anhänger nach Millionen, und sein Tod wird ihn bestimmt zum neuen Heiligen machen.

Das Land war in sich zerrissen, soweit unsere Ueberlieferung reicht, schon vor 3000 oder 4000 Jahren, als die Arier dort einwanderten. In den Hindus finden wir noch ihre Blutmischung mit den wilden Eingeborenen. Zwei Seelen wohnen seitdem erkennbar in der Brust dieser Menschen, die Sehnsucht nach dem Guten, der Lerneifer, die leichte Auffassung, das Edelmenschliche. Dann aber bricht wieder die ungezähmte Bestie durch.

Bei den vor Jahrtausenden eingewanderten Ariern finden wir Anklänge an Aegypten. Sie nannten sich „Söhne des Sonnengottes“. Dann taucht Krischna auf, der Fürst der Yadawa. Die Forscher erkennen in ihm einen Sonnengott. Es folgen die Sumerer. Ihr Gott, der Mondgott mit der Tira, mischt sich in den indischen Götterkreis. Hier erscheint zuerst der heilige weiße Stier, vor dem man betet. Schiwa gestellt sich hinzu mit dem weißen Nandi-Bullen, mit dem Mond auf der Stirn und mit der Tira. Schiwa ist das Haupt der Brahmanen, das göttliche Vorbild der Monddynastien in der Dravidakultur. Der Venusstern ist die große Göttin, die „Allmutter“, ihr heiliges Tier die Kuh, ihr Symbol der Löwe, ihr Untertan die Schlange.

Daher muß man in Indien auch heute noch der heiligen Kuh aus dem Wege gehen. Wenn es dem Tier

etwa beliebt, einem die Bahn zu versperren, muß man warten, bis es sich freiwillig entfernt. Diese Tiere werden von den frommen Pilgern gefüttert. Der Gemüsehändler fühlt sich geehrt, wenn eine Kuh seinen Karren plündert. Schlemmer sind die Kühe am Ganges; auf der heiligen Badetreppe in Benares liegen sie fett und gemästet umher. Und sie zeigen keine Nächstenliebe für ihre armen frei gelassenen Artgenossen, die nicht in ihren Bezirk gehören, nicht geduldet werden und abseits von den reichen Futterplätzen ihr Leben fristen müssen. Es besteht die Sitte, daß fromme Hindu dem Fleischer immer wieder eine Kuh abkaufen und sie frei lassen. Das erscheint ihnen als ein gutes Werk. Da aber nun zu viele solche Tiere herumlaufen und nicht allenthalben Futter für die unversorgten Kühe vorhanden ist, kommen sie einfach um, verhungern. Sorglich tragen dann die Hindu das heilige Tier hinab in die Fluten des Ganges.

Alle diese Religionsformen aber, die in so mannigfaltiger Gestalt in Erscheinung treten, haben eine Wurzel, einen gemeinsamen Sinn. Derselbe Gedanke liegt ihnen zugrunde, der Gedanke nämlich von der Geburt des Schicksals, vom Schicksal als Fügung, das nur erträglich wird durch völlige Hingabe und Unterwerfung, durch Selbstaufopferung nach dem Vorbild der erhabenen Erscheinungen in der kosmischen Welt.

Nach dieser abschweifenden Betrachtung über indische Religionsformen komme ich wieder zur Reise selbst. Ueber Djibouti, die für die Franzosen so wichtige Stelle am Ausgang des Roten Meeres, ist nicht viel zu sagen, wenigstens nichts, was für uns Deutsche erfreulich wäre. Das erste was wir im Hafen sahen, war ein Woermann-Dampfer, der bei Ausbruch des Krieges hier eingelaufen war. Man hatte ihn vernichtet und damit den Hafen blockiert. Die Reste des schönen, großen Schiffes ragen noch zum Himmel auf wie die um Rettung flehenden Arme eines Gefangenen. Frankreich hat sich hier keinen schlechten Platz auserwählt als Kohlenstation für seine Schiffe und als riesigen Exerzierplatz für seine gut gedrillten schwarzen Soldaten, die in mustergültiger Haltung an uns vorüberzogen.

Die schwarzen Einwohner waren in Massen erschienen, um uns ihre Kriegstänze vorzuführen und uns Waffen und allerlei Andenken zu verkaufen: wundervolle Korallen, Straußenfedern usw. zu sehr niedrigen Preisen. Unser Schiff wurde von diesen Leuten regelrecht belagert. Unglaublich tüchtige Schwimmer tauchten nach Münzen, die man ins Wasser warf, und die sie auch richtig wieder zutage förderten.

Kurz war der Aufenthalt in Djibouti, aber doch lang genug, um uns eine wundervolle Vegetation sehen zu lassen. Eine Unmenge Menschen belebte den kleinen Ort, den die tiefste, bitterste Armut sichtbar kennzeichnet. Eine Ausnahme macht allein der große Gouverneurpalast am Hafen, der von einem herrlichen Garten umgeben ist und von schwarzen Soldaten bewacht wird.

Wir kehrten bald wieder auf unser schönes, sauberes Schiff zurück, erholten uns von der Hitze und befreiten uns vom Staub. Dann lichtete die „Resolute“ die Anker. Wehmütig haftete der Blick im Scheiden auf das Wrack des deutschen Dampfers im südlichen Meer.

Bombay, das Eingangstor Indiens! Eine große, schöne Stadt! Als Karl May hier war, durfte er den Ort, der Pest wegen, nicht betreten. Mir war diesmal das Geschick günstiger. Karl May hatte am 4. April 1899 in Genua den Reichspostdampfer „Preußen“ des Norddeutschen Lloyd bestiegen und zunächst Aegypten und Palästina besucht. Weiter durchquerte er den Sudan und ging nach Massaua. Ende September zog sich dann die Reise nach Indien hinüber, erst nach Karrachi und später nach Bombay. Die Eindrücke dieser Fahrt, die ihn schließlich nach Ceylon, Sumatra und Padang führte, spiegeln sich zum Teil in seiner Reiseerzählung „Und Friede auf Erden“, während Indien selber in der „Juweleninsel“, der Südsee-Archipel aber in dem Sammelband „Am Stillen Ozean“ geschildert ist.

Kaum hat man in Bombay das Schiff verlassen, so ist man auch schon umflutet von echt indischem Leben und echt indischer Tropensonne. Der erste Ausflug am Vormittag galt der einige Stunden entfernten Insel Elephanta, die ihren Namen von einem Riesenelefanten herleitet, der dort als Wächter vor dem Eingang eines Riesentempels stand.

Gegensätzliches Indien

Im Boot fahren wir zum Land zurück und kehrten im Taj Mahal Hotel ein, wo wir in künstlich gekühlten Hallen unsere Mittagsmahlzeit einnahmen. Das Hotel ist ein wundervoller englischer Bau, ausgestattet mit dem Schönsten, was die Neuzeit zu bieten vermag. Dann begann die Wagenfahrt durch die Neustadt, eine elegante Großstadt. Vom Malabarhill, dem vornehmsten Viertel, aus genießt man eine unvergleichliche Aussicht über Stadt und Meer, sicher einen der herrlichsten Ausblicke der Erde. Dazu ringsum Blumenanlagen, die durch reiche Bewässerung prächtig zur Entfaltung kommen. Hier herrscht eine

Blütenpracht, jetzt im Februar, wie bei uns kaum zur Hochsommerzeit.

Ein ganz anderes Bild zeigt die Eingeborenenstadt: enge Gassen, zerfallene Hütten und Baracken; in den Bazaren alles offen. Man kann jeden bei seinem Handwerk beobachten, alles spielt sich in den nach vorn geöffneten Räumen ab, eingehüllt in Staub und Schmutz. Die Bettstätten stehen auf den Straßen. Hat das Haus ein oberes Stockwerk, dann hängen sie zum Fenster hinaus, das natürlich keine Glasscheiben hat. Eine solche Bettstatt besteht aus vier Stäben, dazwischen eine Matte, aus Stricken geflochten. Darauf ruhen die Menschen des Nachts. Die meisten aber schlafen einfach auf der Erde.

Der Besuch der Verbrennungsstätte der Hindus war besonders fesselnd. Es brannten da schon einige Scheiterhaufen, als wir den Platz, der am Eingang einem Garten gleicht, betraten. Wir kamen gerade, um der Verbrennung eines vornehmen Hindus beizuwohnen. Die Leiche war soeben auf einer Lattenbahre herbeigebracht worden, ganz in weiße Gewänder gehüllt, mit einem roten Ueberwurf mit goldener Kante bedeckt. Der Holzstoß wurde gerichtet. Je nach den Verhältnissen des Toten wird dabei besseres oder geringeres Holz verwendet.

Vorsichtig wurde die Leiche auf den Scheiterhaufen gehoben, die Bahre unter dem Körper weggenommen, in kleine Stücke zerbrochen und zum Anbrennen der Scheite benutzt. Schnell loderte die Flamme empor. Die Angehörigen warten dann, bis der Körper in Asche zerfallen ist, sammeln diese in einen Krug und schaffen sie, wenn sie die Kosten einer solchen Reise aufbringen können, nach Benares, in den heiligen Ganges. – Wir sahen dann, nachdem wir den Verbrennungsplatz verlassen hatten, noch das Zubringen einer männlichen Leiche, ganz offen, eines vielleicht 30jährigen Mannes. Eine große Trauergemeinde folgte, laut uns unverständliche Sprüche singend. Gleich hinter ihr, still, ganz verhüllt, mit geringem Geleit, folgte eine Kindesleiche. Alles wanderte zum „Heim des ewigen Friedens“. All diese Vorgänge hatten nichts Schauerliches. Im Gegenteil, unter der heißen Sonne, in dieser Glut erscheint der Brauch berechtigt, zumal die Menschen dabei eine feierliche Ruhe bewahren und man den Leidtragenden keinen Jammer anmerkt. Ergeben fügen sie sich in den Willen der Gottheit.

Denselben Eindruck gewinnt man an den Totenstätten der Parsen, im Hain der „Türme des Schweigens“. Ein wundervoll gehaltener großer Garten, oben auf dem Malabarhill, birgt diese Türme, auf denen die Geier wie Ornamente sitzen. Still und andächtig betete ein Parse im Hain, den Blick nach dem Turm gerichtet, in dem vielleicht soeben der letzte irdische Rest eines seiner Lieben vernichtet wurde. Den Besuchern ist es ebensowenig wie den Angehörigen gestattet, den Verstorbenen weiter zu geleiten als bis zum Eingang des Turmes.

Der Kultus des Lichtes

Man zeigte uns ein Modell vom Inneren des Turmes, der ringsum eine Art Zellengestell aus Eisen aufweist mit einem tiefen Schacht in der Mitte, in den die von der Sonne verbrannten, zuvor von den Geiern abgenagten Knochen der Verstorbenen fallen. Der Regen spült die Knochenasche in vier Kanäle, die das ablaufende Wasser durch Filterschichten hinwegleiten. Auch diese Art der Tilgung der irdischen Reste eines Abgeschiedenen hat nichts Abschreckendes. Berücksichtigt man die glühende Sonne dieser Landstriche und zieht man dazu die religiösen Anschauungen der Parsen in Betracht, so versteht man, wie diese Menschen empfinden. Gilt doch auch heute noch der Gottesbegriff der Parsen, geformt nach der Lehre Zarathustras, als der reinste, edelste und vergeistigste, den die religiöse Spekulation der Menschheit je hervorgebracht hat. Die Parsen haben den Kultus des Lichtes, des Feuers. Diese Lehre steht in einem angenehmen Gegensatz besonders zu dem Hinduismus, der alles Tiertöten verwirft und weder Ratten noch Läuse vernichtet.

Der Grundgedanke der Parsenlehre ist: Reinheit der Gedanken, der Worte und Werke! Mit Stolz äußerte ein Parse auf einer Versammlung in Bombay: „In allen unseren Gemeinden finden Sie keinen Verbrecher, keinen Bettler und keine Prostitution.“ – Der Glaube der Parsen lehrt: Alles Unreine sollst du meiden! Eine Leiche ist unrein und darf deshalb auch mit Erde, Feuer oder Wasser nicht in Berührung kommen, denn die Elemente sind heilig. Aus dieser Anschauung wurde die oben angedeutete Art, Leichen zu beseitigen, geboren. Man läßt die Geier das Fleisch abnagen und die Knochen in der Sonne dörren. Und das alles entzieht sich den Blicken der Ueberlebenden in den „Türmen des Schweigens“.

VI.

Nach den reichen Eindrücken, die Bombay bot, begann die Reise ins Innere des indischen Reiches. Fünf Tage und fünf Nächte, oft durch bebautes Land, dessen grüne Flächen immer von jammervollen Einwohnerbehausungen unterbrochen wurden. Die Bäume standen zum Teil im Winterschlaf, zum Teil mit verstaubtem Grün bedeckt. Das Gras war vertrocknet. Es soll nach der Regenzeit in wenigen Tagen mannshoch emporschießen, dann aber, ohne Bewässerung, alsbald absterben. Es ist hier dasselbe Bild wie überall, wo die Wasserzufuhr fehlt. Hier schöpft man noch immer, wie in alter Zeit, mit Hilfe der Tiere, die Tag für Tag die gleiche Arbeit verrichten, das Wasser aus Brunnen und befeuchtet das Land, aus dem dann reicher Erntesegen quillt. Ungeheure Strecken aber liegen ungenützt. Das Volk drängt sich lieber in den von Europäern belebten Städten zusammen und bettelt oder arbeitet langsam, lässig, trüdelnd, für Hungerlöhne, als daß es die eigene Scholle bebaut.

Nach langer Fahrt, noch vor Sonnenaufgang, war das erste Ziel unserer Landreise erreicht. Froh ging es im kühlen Morgen hinauf zur schönen Ruinenstadt Fatehpur Sikri (Siegstadt), gegründet von Jalala-ud-din-Mohammed, genannt Akbar, der Große. Er regierte von 1569 bis 1602. Dieser bedeutende Mann kam mit 13 Jahren auf den Thron und hatte schon mit 25 Jahren alle Einzelstaaten Nordindiens unter seiner Herrschaft. Er förderte Ackerbau, Handel und Viehzucht und einte die verschiedenen Glaubensformen seines Reiches. Er ging sozusagen mit gutem Beispiel voran und heiratete drei Frauen, von denen jede einem anderen Glauben diente. Er gründete einen freireligiösen Kult und zog Künstler aller Art an seinen Hof, auch Maler, deren Wirken sonst durch den Mohammedanismus verboten war, da der Koran Menschendarstellung nicht erlaubt. Seine kraftvollen Bauten aus rotem Sandstein, die in Fatehpur Sikri wundervoll erhalten sind, weisen ein Gemisch, von mehreren Stilarten auf, die sich aber prächtig ineinanderfügen.

Der Besucher dieser Sehenswürdigkeiten steigt zur monumentalen Hofburg hinan, der Jâma Masjid, einer der großartigsten Anlagen ihrer Art. Der Eingangsbau ist 165 Meter lang und 126 Meter breit. Das Ganze wird von einer zinnengekrönten Sandsteinmauer mit zwei riesigen Torbogen hintereinander umringt, zu denen eine 54 Meter hohe und 41 Meter breite Treppe emporführt. Hier befindet sich auch das Grab Selim Chistis, dem zu Ehren die Stadt gegründet wurde; er hatte nämlich hier dem Kaiser die Geburt eines Sohnes prophezeit, nachdem dessen Ehe nur vier Töchter entsprossen waren.

Das Grab Selim Chistis ist ein Prunkstück orientalischer Arbeit und ist noch wundervoll erhalten. Frauen pilgern hierher, flechten Stoffstücke in die herrlichen Marmorornamente und erleben die Geburt eines Sohnes. Wenn sie nämlich im ersten Jahre der Ehe keinen Sohn zur Welt bringen, können sie von ihrem Mann verstoßen werden. Wird diesen bittenden Frauen nun ein Sohn geschenkt, so bringen sie die ersten Haare des Kindes zum Grab des Heiligen als Dankopfer.

In der schönen, verlassenen Stadt gibt es herrliche Paläste und Moscheen. Weit unten aber hausen die Inder im Dorf Sikri in ihren armseligen Wohnungen und kommen wie ein Bienenschwarm herbei, die Fremden soviel wie möglich zu belästigen. Wir flohen vor ihnen schnell in unsere Wagen und eilten dem Ziel unserer Sehnsucht zu: Agra.

Agras Geschichte gleicht der Delhis. Man kann nicht sagen, daß die siegreichen Engländer nach der Eroberung des Landes mit Ehrfurcht vor den Schöpfungen der großen Kaiser der Vergangenheit gestanden hätten. Manches wurde zerstört, was sie jetzt mit feinem Verständnis wieder aufrichten. Einer der letzten Vizekönige Indiens, Lord Northbrook, gebot der Vernichtung Einhalt und verhinderte auch, daß das schönste, das erhabenste Bauwerk der Erde, der Taj Mahal, an einen Hindu verkauft wurde. Heute wird der Tempel umsorgt und gepflegt. Die herrlichen Gärten und Anlagen ringsum sind wundervoll gehalten. Das einzig Störende dort waren nur die beiden alten Inder im Innern des Tempels, die ihre Stalllaternen pietätlos auf den Unterbau des Sarkophags stellten, Blüten anboten und Geld heischten.

Wir weilten zweimal im Taj Mahal, abends bei Mondenschein und dann am Tage. Nachts ist die Wirkung des Tempels von einem Zauber, der einfach nicht zu beschreiben ist. Es ist, als hüllten feine, weiße Schleier das Heiligtum ein. Die Glühwürmchen in den dunklen Bäumen des Gartens wirken wie geheimnisvolle Sterne, wie Seelen Abgeschiedener in diesem Märchenreich. Auch der nüchternste Besucher ist gefangen von der Erhabenheit dieses Bauwerks, als wäre es zu Stein gewordenes Gebet, als brächte alles ringsum dem Schöpfer Dankopfer dar; denn der Duft der Blumen und Sträucher ist wie

Weihrauch. Das Wasser spiegelt den Himmel und eint ihn mit der Erde. Stumm stehen wir und fühlen uns begnadet, daß wir dieses Wundergebilde auf Gottes herrlicher Erde schauen dürfen.

Schach Jehan war der kunstliebendste, edelste Fürst Indiens. In die ersten zehn Jahre seiner Regierungszeit fällt die höchste Blüte der Kunst des Reiches. Wenn er auch für den Bau seiner Paläste Vorbilder von den Vorfahren her hatte, so schuf er doch in diesem Denkmal, dem Taj Mahal, etwas Besonderes, vielleicht das schönste Bauwerk, was die Erde trägt. Man kann sich keine Vorstellung von dem Eindruck machen, den die empfängliche Seele hier bekommt. Worte können diese Empfindungen nicht wiedergeben wie man auch Musik nicht beschreiben kann. Man muß sie mit der Seele fühlen. So auch hier den Taj Mahal. Jehan muß die Fertigkeit besessen haben, solche Empfindungen in Stein schreiben zu lassen; denn von gleichem Kunstwert sind seine Privatbauten von Agra und Delhi. Die Arbeiten in den Palästen von Agra und Delhi gleichen sich so sehr, daß es zu weit führen würde, wollte ich da und dort auf alle Einzelheiten eingehen.

Ich nehme deshalb über Agra hinweg den Weg zur Hauptstadt des Reiches: Delhi. Um mich nicht zu weit in die reiche Geschichte Indiens zu verlieren, bleibe ich bei den Werken Jehans, des Fürsten der Schönheit und Güte. Durch starke Befestigungsanlagen gelangt man zum Palast. Der große Vorhof ist von englischen Soldaten belebt. Die Audienzhalle, die Privatgemächer, die Baderäume, alles ist aus schneeweißem Marmor erbaut und so wundervoll erhalten, als wäre es soeben erst fertiggestellt. Die steinernen Fensterumrahmungen wirken wie Spitzengewebe. Die polierten Marmorfußböden sind von Kanälen durchzogen, in denen klares Wasser sprudelt. Die Wände sind reich geschmückt mit Edelsteinen. Die Privataudienzhalle des Großmogul, der berühmte Diwan-i-Khas, ist ein Gedicht an Pracht und Schönheit, ein Wunder. Kaum zu glauben, daß Menschenhände es geschaffen haben. In dem, man darf sagen, prächtigsten Raum der Welt steht eine halbe Plattform, auf dieser befand sich der Pfauenthron, das kostbarste Stück, was je existierte, zwei Meter breit, aus massivem Gold gefertigt, mit Perlen und Diamanten auserlesener Art geschmückt. Die Rückenwand bilden zwei lebensgroße Pfauen mit ausgebreitetem Rad, worin jede Feder aus den herrlichsten Edelsteinen Indiens zusammengesetzt ist. Zwischen den Pfauen steht ein Papagei, aus einem einzigen Smaragd geschnitten. Der Wert dieses Thrones, den einst der persische König Nadir Schah raubte, wurde damals auf 120 Millionen Mark geschätzt. Diese Summe müßte aber jetzt vervierfacht werden, um den Wert anzugeben. Heute schmückt dieser Thron den Herrschersaal in Theheran. Jehan schrieb an die Decke dieses Raumes die Worte: „Wenn es auf Erden ein Paradies gibt, so ist es hier, so ist es hier, so ist es hier!“

Die Perlmoschee, in der Tat selber eine Perle, liegt im Palastgebiet Delhis. Das Auge vermag all die einzelnen Schönheiten gar nicht zu fassen, die Feder sie nicht wiederzugeben. Trunken ist man vom Schauen des Vielen, Allzuvielen. Ein Traum an Frieden und Schönheit. Hier betete Jehan, der Schöpfer all dieser irdischen Pracht.

Delhi ist die schönste und älteste Hauptstadt Indiens, von den Engländern noch vergrößert und verschönt durch wundervolle breite Straßenanlagen und durch monumentale Gebäude. Neue Paläste sind weit im Umkreis der Stadt entstanden.

Mitten im alten Stadtteil liegt die von Jehan erbaute größte Moschee Indiens, die Dschâma-Mesched. Auf dem riesigen, hochgelegenen Vorplatz versammeln sich hier an Feiertagen Tausende zum Gebet. Die Moschee selbst ist im Innern schmucklos. Das Außere ist kostbarer Marmor. An drei Seiten führen Bogengalerien um den Hof und gestatten einen Blick auf das bunte Treiben der Eingeborenenstadt. Das Leben da unten gleicht einem Jahrmarkt mit schreienden Verkäufern, die ihre Stapelware, in Mengen aufgeschichtet, anpreisen. Andere wieder haben ihren Laden in einem umgekehrten Regenschirm aufgeschlagen, der ihnen als Verkaufsstand dient. Auf den Stufen der Moschee haben sich Althändler niedergelassen, mit alten Petroleumlampen, eisernen Töpfen, Waschnäpfen, Ofenringen usw. Bunt, wirr, schmutzig und glühend weiß ist es an diesem Platz.

Weiter also zum Ruinenfeld von Delhi! In der weiten Ebene des Dschamnustromes liegt das Delhi der Toten. Es legt Zeugnis ab von all den Kämpfen, die darüber hinbrausten. Wie oft wurde die Stadt gestürmt, geplündert, ihre Insassen getötet! Neue Herrscher kamen und gingen. Aus den Trümmern ragt hoch auf der Kutab-Minar, das Wahrzeichen von Delhi, der Siegesturm, von Kutb-ud-dîn errichtet, eines der stolzesten Denkmäler der Welt. Die Höhe beträgt fast 73 Meter, der Durchmesser unten $14\frac{3}{4}$ Meter, oben rund 3 Meter. Die Aussicht schon vom Balkon ist wundervoll. Von oben soll der Blick bis hinüber zum

Himalaja schweifen.

Auf der Fahrt von Delhi zurück nach Bombay hatten wir an einem Bahnhof bei dem üblich langen Aufenthalt Gelegenheit, mit studierenden Indern in Unterhaltung zu kommen. Als sie sich versichert hatten, es mit Deutschen zu tun zu haben, fragten sie nach Adolf Hitler, für den sie sich begeisterten.

Soweit mein kurzer Bericht von all dem in Indien Gesehenen und Erlebten. Man könnte ein Buch darüber schreiben, bliebe dazu die Zeit. Die Ereignisse häufen sich derart, daß man eilen muß mit der Niederschrift, um nicht durch neue Eindrücke die eben gehabt zu verwischen. Dazu kommt, daß unser Schiff jetzt die heißeste Gegend passiert. Das Wasser im Meer kocht, alles ist in weißen Dampf gehüllt, und selbst das leichteste Kleidungsstück wird einem jetzt – im März! – zur Qual. Es ist wie in einem Dampfbad, Tag und Nacht kein erfrischender Lufthauch. Da beginnen die Gedanken zu versagen.

VII.

Ceylon! Frohe deutsche Klänge sandte unsere gutgeschulte Bord-Kapelle dem ersehnten Ceylon am 5. März bei der Einfahrt in den Hafen zu. Heute, am 6. März, bei der Ausfahrt, war das letzte der Lieblingsmarsch des Führers, der Badenweiler, mit dem wir, zugleich mit der sinkenden Sonne, Abschied nahmen von Ceylons Gestaden.

Wie hatte ich mich auf Ceylon gefreut, weil mein Mann es so liebte! Herrliche Blumen hatte er gepreßt und heimgesandt, als er hier weilte. Die Landschaft der märchenhaft schönen Insel, die Pracht ihrer Wälder, ihr Sonnenschein, das Prangen und Duften ihrer Gärten, hatten aber schon vorher sein Herz gefangen. Davon zeugen die seiner blühenden Phantasie entsprungenen Kapitel, die der wundersamen Insel Ceylon in seinem Sammelband „Am Stillen Ozean“ gewidmet sind. Fast meine ich, so lebendig, so begeistert, so farbig habe Karl May in all seinen Werken keinen anderen Platz der Erde gezeichnet. Hat er doch auch nie ein Jagdabenteuer so ausgesponnen, den Leser so bis ins kleinste miterleben lassen wie die Elefantenjagd auf Ceylon.

Hochgespannt waren daher meine Erwartungen, als wir uns dieser Insel näherten, und sie wurden von der Wirklichkeit noch übertroffen. Der Besuch von Ceylon war das Schönste, was mir die Reise um die Welt bisher gebracht hat. Wer von Indien kommt wie wir, aus dem Reich der Märchen, der vergangenen Pracht und Herrlichkeit, aus dem Reiche des Fanatismus und der Ruinen, der atmet auf beim Anblick dieser wunderbarsten Schöpfung Gottes. Alles ringsum in üppigem Grün, wohin das Auge schweift. Ob wohl die Sage recht behauptet, wenn sie erzählt, hier sei das Paradies gewesen? Der „Adams-Pik“, der höchste Berg des Landes, soll Zeuge dafür sein.

Wir fahren ohne Aufenthalt sogleich ins Herz des Landes hinein, mit Auto, hinauf nach der Hauptstadt Kandy. Der Weg führte durch Palmenwälder, so dicht und weit wie unsere deutschen Kiefernforste. Dazwischen eingestreut lagen Reisfelder, im Unterland noch im keimenden Grün, während man hoch oben bereits den reichen Reissegen erntete. Kein Winterschlaf hemmt hier das Werden und Sein. Vorbei ging die Fahrt an Gummibaumwäldern, die leichten Schatten auf den mit zarten Gewächsen bestandenen Boden warfen, wie durch einen feinmaschigen Schleier. Vorüber an majestätischen, oft uralten Bohdi-Bäumen. Heilig nennt man sie und zollt ihnen hohe Verehrung. Buddha soll unter seinem solchen Baum geträumt haben. Im Schatten eines dieser Baumriesen würde ein Manege Platz haben, wenn die von den Zweigen herunterhängenden Luftwurzeln den Aufbau eines Zirkus gestatteten. Kakaobäume wechselten mit Brotbäumen, Jackbäumen, Bananenbäumen, Areka-, Kokosnuß-, Taliput und Kitui-Palmen. Vanille rankt sich um die alten Stämme.

Den ersten Halt machten wir in Peradenia, nachdem wir vorher noch die Besichtigung eines reichen Singalesen besucht hatten. Peradenia hat den schönsten botanischen Garten der Welt; Java allein soll einen ähnlichen aufweisen können. Von der üppigen Pracht und Schönheit dieser Riesenanlage, die man im Auto durchfährt, kann man sich nach einer bloßen Schilderung keinen Begriff machen. Die Tropenflora ist hier in großartiger Weise entfaltet. Palmen, Bambus und Lianen, Orchideen und Farne fesseln das Auge, riesige Laubbäume spenden weithin Schatten, Bänke laden zum Sitzen ein. Man möchte viele Tage in diesem Paradies verbringen.

Weiter hinauf in die herrliche Bergwelt führt der Weg. Immer malerischer, immer stimmungsvoller

werden die Bilder, die sich dem Beschauer bieten. Da, weit unten im klaren Fluß, der mit Felsblöcken durchsetzt ist, baden braune und schwarze Gestalten, tummeln sich dort mit ihren Elefanten, die sich und ihre Besitzer mit Wasser bespritzen. Kinder kommen zu uns heran mit überreifen Ananas, die uns herrlich munden. Den „Sensations-Rock“ sehen wir nicht. Er liegt versteckt. Von seiner 300 Meter hohen, weit vorspringenden Spitze hatte der letzte Singalesen-König seine Gefangenen hinabstürzen lassen. Daher der Name. Auch von der Bahn aus konnten wir den großen Felsen nicht erspähen.

Auf phantastischen Bergpfaden erreichten wir nach fünfstündiger Fahrt Kandy, die Hauptstadt des Landes. Kurz zuvor hatten wir noch eine Teefabrik besucht. Auf Kandys Berghängen wächst nämlich der beste, aromatischste Tee. Wir sahen ihn grünen überall im Berggelände; dann betrachteten wir in der Manufaktur die frisch eingebrachte Ernte. Die Blätter müssen erst 18 Stunden abwelken, bevor sie verarbeitet werden. Dann stehen die Maschinen zu ihrer Aufnahme bereit. Zuerst sibt man die Spitzen ab, die die erste Sorte ergeben. Hierauf kommt der Tee in die Dörre, die ihn leicht röstet, und von da noch einmal in eine Sortiermaschine, die ihn aussiebt und mit Luft ausbläst. In Kisten, die mit Zink ausgeschlagen sind, geht er endlich zum Versand. Ein Pfund bester Sorte wurde uns zum Preis von einer Mark angeboten. Wir konnten aber keinen mitnehmen, kauften erst in Colombo einige Postpakete der gleichen Sorte und zahlten hier für das Pfund, mit Porto und Verpackung, 50 Pfennig mehr. Der feine Kandytee kommt überhaupt nicht in den Handel, da die Ausbeute zu gering ist, er wird im Lande selbst verwendet.

Tee spielt hier die gleiche Rolle, wie bei uns der Wein vom Rhein. Kenner unterscheiden genau die „Gewächse“. Und neben dem Tee ist gleich der Curry zu nennen, an Bedeutung kaum zurückstehend. In allen Formen kommt Curry (Gemisch aus pikanten Gewürzen Ceylons) täglich zum Reis auf den Tisch. Curryköche sind so wichtige Personen, daß sie eine eigene Küche für sich beanspruchen. Sie beziehen die höchsten Gehälter und hüten ängstlich das Geheimnis ihrer Rezepte, die sie jeweils ihren Angehörigen vererben. Es soll Tatsache sein, daß die Schiffe des Triester Lloyd „Cracovia“ und „Pilsnia“ erst dann mit Nutzen und Gewinn die Orientlinien befahren, als sie erstklassige Curryköche einstellten.

Emsig versuche ich, hinter den Geschmack dieser Curryspeisen zu kommen. In ganz kleinen Mengen mundet er mir zu dem köstlichen Reis vorzüglich. Diese Tunken aber mit dem Löffel zu essen, wie es Vorschrift sein soll, brachte ich noch nicht fertig; mir war der Mund schon von kleinen Mengen verbrannt. Curry gilt als Allheilmittel, besonders gegen Magenkrankheiten und Erkältung. Und ich glaube das gern; er heizt ein, wenn der Gaumen mitmacht. Aber daran gewöhnt muß man erst sein, und das erfordert jedenfalls eine lange Übung.

Nach dieser Abschweifung nun wieder zurück nach Kandy! Ueber märchenhaft schöne Gebirgswege ging's weiter. Wie führen um den in der Stadt liegenden malerischen See, in dessen Mitte sich auf einer Insel ein Lusthäuschen aus der letzten Königszeit erhebt. Am oberen Ende des Sees befindet sich im alten Königspalast das höchste Heiligtum des Landes, der älteste Buddhatempel, der Dalada Maligawa, zu dem Millionen gläubiger Buddhisten, bis weit aus China sogar, wallfahren und kostbare Weihgeschenke bringen. In diesem Heiligtum wird der linke Augenzahn Buddhas in einem kostbaren, mit Edelsteinen überladenen Schrein unter dreifachem Verschuß aufbewahrt. Wir sahen ihn nicht, denn nur einmal im Jahr wird er den Gläubigen vom Rücken eines Elefanten aus gezeigt. Der Zahn soll vier Zentimeter lang und einen Zentimeter dick sein und die Form eines Wildschweinhauers haben. Um diesen Zahn spinnen sich Sage und Geschichte.

Da standen nun auch wir vor dem Zahntempel, dem Dalada Maligawa. Dieser uns so wesensfremde Kult hat, wenn man sich über den Mangel wirklicher Heiligkeit hinwegzusetzen vermag, etwas Rührendes an sich. Es ist nämlich ein Blumenkult damit verbunden. Blumen werden hier von den Gläubigen aller Länder geopfert. Und da bekanntlich die meisten Bewohner Asiens Buddha-Anhänger sind, kommt diesem Heiligtum eine gewaltige Bedeutung zu. Das kluge England weiß wohl, warum der Gouverneur von Ceylon den dritten Schlüssel zum heiligen Schrein des Dalada Maligawa verwahrt. Damit hält England Millionen Menschen in Abhängigkeit. Die beiden anderen Schlüssel sind in Priesterhänden.

Fesselnd in diesem alten Tempel sind die schreckenden Höllenstrafen, schaurig ausgemalt durch bunte Bilder an den Wänden. Um nur ein paar von diesen in allen Buddha-Tempeln wiederkehrenden Darstellungen zu nennen, beschreibe ich einige der fünfzehn Hauptgruppen:

Säufer, Opiumraucher usw. werden in der Hölle mit flüssigem Feuer gefüttert, ungehorsame Frauen von Riesenpapageien zerfleischt. Wer einen Tempelbaum fällt, wird von einem der Dämonen, die man immer

an der blauen Farbe erkennt, in Stücke zerhackt und mit glühenden Eisen durchbohrt. Ehbrecher werden auf dornige Bäume gespießt, und Menschen, die Tiere quälen oder schlagen, werden von wilden Bären zerrissen.

Der nächste Tag blieb Colombo vorbehalten. Karl May besuchte diese Stadt im Jahr 1899 auf seiner großen Weltreise, die ihn erst nach Palästina, Aegypten, Indien und weiterhin zu den Küstenländern und Inseln des Stillen Ozeans führte. Wie ich an anderer Stelle bereits erwähnt habe, bildete den dichterischen Niederschlag dieser Fahrt der 30. Band der Gesammelten Werke „Und Friede auf Erden“.

Die Stadt ist wundervoll angelegt und hat märchenhaft schöne Gärten und herrliche Gebäude. Breite, von schattigen Bäumen umsäumte Alleen ziehen sich hindurch und geben immer wieder den Blick zum Meer frei. Versteckt, wie die Behausungen der Eingeborenen in den Palmenwäldern, liegen auch die Villen der Europäer. Sportplätze aller Art fehlen natürlich nicht, wo englische Sitte und Gewohnheit herrschen. An Indien gemahnt nur die „schwarze Stadt“, das Eingeborenenviertel mit seinem Marktleben und Treiben. Aber auch hier Ordnung und Sauberkeit und unbedingter Gehorsam den schwarzen Polizisten gegenüber, die bei den Eingeborenen in Achtung und guten Ansehen stehen.

Den Abschluß unseres Aufenthaltes in Colombo bildete ein Besuch der herrlichen Laviniabucht mit dem sandigen Badestrand am blauen Meer, das hoch über Klippen aufschäumt. Bis dicht ans Wasser reichen hier die üppigen Kokospalmenwälder, in deren Schatten die Hütten der Eingeborenen stehen. Vor einer solchen Hütte rasteten wir. Die freundlichen Bewohner ließen es sich nicht nehmen, uns mit einem frischen Kokostrank zu erfreuen. Behend erkletterte einer der dunklen Gestalten die gewaltige Höhe einer Palme und warf zwei riesige Nüsse herunter. Eine davon wurde geöffnet, und wir tranken den süßen, erquickenden Saft. Es war soviel davon in der Nuß, daß wir trotz unseres Durstes den ganzen Inhalt nicht bewältigen konnten.

Von der Bucht und ihren gastfreien Bewohnern ging es zur Stadt zurück, wo wir in einer der schönsten Gaststätten der Erde, dem Galle Face Hotel, abstiegen, nicht wie damals Karl May im Grand Oriental-Hotel, dem er in dem oben erwähnten Band 30 der Gesammelten Werke eine eingehende Beschreibung widmet. Wir ruhten uns auf der Terrasse am Meer aus und nahmen noch einmal den ganzen Zauber dieser märchenhaften Landschaft in uns auf.

VIII.

Nach den Eindrücken von Ceylon waren wir der Meinung, noch üppigeren Pflanzenwuchs, noch reichere Palmenwälder könne es nicht geben. Aber das war ein Irrtum wir kannten Penang, kannten Sumatra noch nicht.

An einem Sonnabend, dem 10. März, betraten wir den Boden Penangs, das „Prince of Wales Island“, am Eingang der Malakastraße. Am Swettenham-Pier legte unser Schiff an. Kaum waren wir gelandet, so ging es auch schon mit Autos in die paradiesisch schöne Insel hinein, über Telok Bahang zum Mount Erskine.

Auch hier gedachte ich des toten Karl May, dachte an ihn, wie an allen Tagen dieser Reise, zu der mich ja letzten Endes nur der Wunsch trieb, die bunten Wunder aller Erdteile zu sehen. Für ihn bildeten sie den farbenvollen Hintergrund lebensheißer Erzählungen. Sein Schaffen war wie ein Weben an einem prächtigen Teppich. Die Vielheit der Farbtöne, die Fülle der Muster sammelte er sich in Gottes weiter Schöpfung. Und nicht die schlechtesten „Vorlagen“ boten ihm die Küsten und Inseln des Stillen Ozeans. Wie er Ceylon malte im elften Band seiner Gesammelten Werke („Am Stillen Ozean“), genau so habe ich es gesehen. So habe ich auch hier die Landschaft von Penang erlebt, gleichsam als ein schwesterliches Gebilde der Märchenschönheit Ceylons.

Karl May selbst besuchte Penang im Spätherbst 1899. Er kam an Bord der „Vindobona“ von Ceylon herüber und fuhr dann mit dem „Coen“ nach Sumatra weiter. Werden nicht einige der Gefühle, die eine oder andere der Stimmungen, die eine zauberhaft fremde Landschaft hier in mir auslöst, ein Erbe sein, das ich aus Tagen unserer Gemeinsamkeit, von ihm ausgehend, noch in mir trage?

Die ganze Insel ist ein einziger Park, den wundervolle Autostraßen durchziehen. Wohin das Auge schaut, überall Palmen und andere tropische Bäume und Blütensträucher, vielfach umwuchert von

Orchideen, wie wir sie mühevoll in Gewächshäusern züchten. Man weiß nicht, was man zuerst anstaunen soll, die Pflanzenpracht oder unter uns die blauen, leuchtenden Buchten der See, die uns während der Rundfahrt ständig begleiten.

Die Wohnungen der Eingeborenen verschwinden unter den schattigen Riesenpalmen und Farnen. Weite Strecken mit Gummibäumen bepflanzt, dabei gleich die Faktoreien der Gummigewinnung, wechseln ab mit Wäldern von Kokospalmen und Bananen. Gummi ist hier ein wichtiger Handelsartikel, ebenso wie Vanille, die uns in Einfundpaketen überall auf den Straßen angeboten wurde. Gummi und Vanille sind zur Zeit im Preis sehr gesunken, da Ueberproduktion vorhanden ist. Vanille ist eine Orchidee, und wie alle Pflanzen dieser Gattung ein Schmarotzergewächs. Für sie werden eigens raschwachsende Bäume gepflanzt, die der Vanillerranke Nahrung geben. Die zarte, schwache Blüte muß künstlich befruchtet werden, dann entstehen grüne Schoten, die einen weißen milchigen, unangenehm schmeckenden Saft geben. Die Schoten werden getrocknet und entwickeln nun erst ihr köstliches Aroma.

In Penang sahen wir auch den ersten chinesischen Buddhempel, eine moderne, aber sehr reiche, reizvolle Anlage, am Ayer Itam (malaiisch: schwarzes Wasser), hoch am Berghang gelegen. Tausend Stufen führen hier in Terrassen empor, die immer wieder kleinere Tempel, Palmen und Blumenanlagen tragen und so den Aufstieg eindrucksvoll abwechselnd gestalten. In halber Höhe befindet sich ein Schildkrötenweiher mit Hunderten dieser Tiere; man füttert die Schildkröten, und die Tempeldiener halten zu diesem Zweck frisches Grün bereit, das sie gegen geringe Bezahlung an die Besucher des Tempels abgeben. Es macht Spaß, zu sehen, wie sich die scheinbar schwerfälligen Tiere behende übereinanderschieben, um die ersehnten Leckerbissen zu erhaschen.

Von diesem Heiligtum der Buddhisten ging es zu dem alten chinesischen Schlangentempel in Sungei Kluang. Hier werden die „Heiligen Schlangen“ gehalten. Im Tempel selbst kriechen sie frei auf dem Altar umher. Die Tiere sind grün gefleckt und etwa einen halben bis einen Meter groß. Meist liegen sie müde umher oder hängen in Zweigen, die man eigens für die Schlangen in großen Vasen auf den Altar gesteckt hat. Die Tiere werden mit frischen Hühnereiern gefüttert, die sie aussaugen. Ganze Körbe voll Eier standen für die „Heiligen Schlangen“ bereit.

In besonderen Abteilungen wurden mehrere *Boa constrictor* gehalten, riesengroße Tiere, die aber hinter starken Gittern verwahrt waren. Die Schlangen sollen, wie man uns sagte, den Menschen nicht gefährlich sein, weil sie immer satt gefüttert sind und wohl auch merken, daß man ihnen nichts tut. Sie scheinen ein recht beschauliches Dasein zu führen. Die Tiere wälzen sich nur langsam und schwerfällig von der Stelle, wenn man sie unauffällig mit dem Stock ein wenig berührt.

Nach dem Besuch dieses unheimlichen „Heiligtums“ bestiegen wir unsere Wagen und fuhren zum Botanischen Garten. Wieder ein Zauberreich, wundervoll angelegt, zugleich ein Volkspark, worin an bestimmten Tagen und Abenden Militärkonzerte stattfinden. Wasserfälle geben dem Prachtpark besonderen Reiz, auch ein Nymphengarten mit Seerosen und allen Arten von Sumpfgewächsen fesselt den Beschauer. Entzückend sind hier die Affen, die in Mengen die Wagen umspringen und sich Bananen und Erdnüsse erbetteln. Sämtliche Photoapparate werden sogleich auf diese reizenden Kerlchen gerichtet. Leider enteilen sie allzu schnell hinauf in die Bäume, sobald sie festgestellt haben, daß die ihnen mitgebrachten Geschenke verzehrt sind.

Damit waren die köstlichen Stunden vorüber, die unsere umsichtige Reiseleitung ihren Schützlingen zur Besichtigung des Landes vergönnte. Dankbaren Herzens für so viel Schönheit kehrten wir zum Heimatschiff zurück, dessen Kapelle uns mit frohen Klängen begrüßte. Wieder, wie kurz vorher in Ceylon, stachen wir bei Sonnenuntergang in See. Solange das Land noch sichtbar war, blieben wir an Deck. Dann ging es zur Ruhe, die freilich nur kurz sein konnte, da am anderen Morgen, früh sechs Uhr, schon Sumatra angelaufen wurde, wo wir zu neuen Eindrücken aufnahmefähig sein sollten.

Früh, im Morgengrauen, ganz langsam und leicht, fuhr unser Schiff den Delifluß hinauf nach Belawan, der schönen Hafenstadt von Sumatra. Um halb acht Uhr standen, wie tags zuvor, die Wagen für uns bereit. Es sind die Zauberer unseres wundervollen deutschen Dampfers „Resolute“, die da hinter unserem Rücken immer wieder dafür sorgen, daß ihre Schutzbefohlenen stets von neuem alles gerüstet finden, um die Wunder der Welt bestaunen zu können.

Die Fahrt ging durch die breit angelegte, saubere Tropenstadt mit ihren Handelshäusern, schönen Gärten und eleganten Villen. Wir verwöhnten Menschen, die tags zuvor erst so viel Naturwunder gesehen

hatten, meinten, es könne nun wirklich nichts Neues, nichts Schöneres mehr kommen. Aber weit gefehlt! Bald lag die Stadt hinter uns, der Weg stieg an und führte hinauf zu dem 4800 Fuß hoch gelegenen herrlichen Brastagi mit den schönen Höhenkurhotel und seiner herrlichen Aussicht. Auf dem Weg dorthin kamen wir durch Tropenwälder, durchsetzt mit undurchdringlichem Dschungel. Die Pracht dieser Landschaft ist mit Worten nicht zu malen. Immer neue Bilder lockten das Auge. Auf diesem Höhenweg fanden wir nur eine größere Teeplantage, Tabak dagegen gar nicht, weil dieser weiter unten im flachen Land angebaut wird; im übrigen soll der Tabakanbau hier überhaupt im Rückgang sein. Spaßhaft war es uns, zu hören, daß eine Zigarre, die ein Herr unserer Reisegesellschaft im Hotel für einen Gulden erstand, zwar aus Sumatra-Tabak hergestellt war, aber – wie man uns versicherte – erst auf dem Umweg über Deutschland wieder hierher gewandert sein sollte. So berichtete uns der deutsch sprechende Hotelwirt, als der für eine einheimische Zigarre allzu hohe Preis beanstandet wurde.

Nach kurzer Rast besuchten wir das in den Bergen versteckte, etwa eine Stunde entfernte Batak Dorf mit seiner von der Kultur gänzlich „unbeleckten“ Bevölkerung und mit den eigenartigen Pfahlbauten. Die Behausungen sind aus Bambus, Palmenblättern und Kokosfasern gebaut bzw. geflochten; sie haben doppelte Dächer und spitze Giebelenden, meist aus Tierköpfen bestehend, alles bunt und symmetrisch geflochten, viel mit Indigo eingefärbt.

Die Batak sind Heiden, die einem Ahnenkult huldigen und noch vor dreißig Jahren Menschenfresser waren. Alte Frauen, Groß- und Schwiegermütter werden einfach verspeist, wenn sie nichts mehr nützen. Merkwürdige Sitten herrschen jedenfalls noch heute unter diesen Leuten. Zum Beispiel werden den Mädchen, sobald sie heiraten, die Zähne abgebrochen. Uns fielen zwei Frauen mit kleinen Kindern auf, die ganz abscheuliche Zahnreste im Munde hatten. Bei den Frauen angesehener Malaien gilt es für vornehm, sich die Zähne schwarz emaillieren zu lassen; auch solche „Schönheiten“ sahen wir.

Unfreundlich waren die Batak, und ihr Dorf war schmutzig wie sie selber. Der Zugang zu dieser unbehaglichen Niederlassung war durch dichte Zäune gesperrt. Der Eintritt in die Behausungen wurde uns verweigert. Die Kinder dagegen waren bald zutraulich, nachdem sie kleine Geschenke in Gestalt von Süßigkeiten erhalten hatten.

Leider setzte jetzt ein starker Gewitterregen ein, der in dieser Höhe und bei unserer leichten Kleidung nicht angenehm war. Naß und frierend, im halboffenen Auto, wurde der Rückweg angetreten. Die Berge waren ganz in Wolken gehüllt, die auch tief in die Täler hinabreichten und alle Aussicht hinderten. Wir hatten aber beim Hinauffahren so viel des Schönen gesehen, daß wir dieses Ungemach mit guter Laune in Kauf nahmen. Und der Lohn blieb nicht aus. Schon bevor wir Medan erreichten, kam die Sonne wieder durch und trocknete unsere Kleider.

Wir sahen dann noch den Sultanspalast, der im Stil nicht frei ist von Anklängen an die Art der Eingeborenenhäuser. Dann besuchten wir die riesige Fruchtmarkthalle, erfreuten uns dort an dem schönen Obst, wagten aber keinen Einkauf mehr, nachdem man uns die Freude an zwei Körben mit wundervollen reifen Erdbeeren, die wir für einen Gulden erstanden hatten, dadurch verdarb, daß man uns sagte, die Eingeborenen hätten die Beeren jedenfalls gewaschen, und das Wasser sei nicht einwandfrei. Wir hatten schon einen Teil der Früchte verzehrt, wagten uns nun aber nicht mehr daran, obgleich wir nichts von üblen Folgen merkten.

So endete auch dieser an neuen Eindrücken reiche Tag. Wieder fuhr unser Schiff im Abendsonnenschein zum Hafen hinaus und grüßte mit deutschen Liedern, Abschied nehmend, das gastliche Gestade.

IX.

Vierzig Meilen vor dem Hafen von Bangkok mußte unsere „Resolute“ halten, da Schiffe ihrer Art nicht in den Hafen einlaufen können, der Schlammbänke wegen, die der große Menamfluß unausgesetzt dort anschwemmt. Wir waren also genötigt, früh, im Morgengrauen des 16. März, um 6 Uhr auf offener See in einen kleinen Dampfer umzusteigen, der uns dann in 2 ½ Stunden Fahrt den Me-nam hinauf nach Paknam fuhr, wo ein Sonderzug unserer harrte, der uns bis zur Funkstation nach Bangkok brachte.

Die Fahrt im offenen Zug durch das schöne Tropenland war herrlich. Auf den vielen Kanälen, die durch die verschiedenen Ortschaften führen, herrschte reges Leben. Man nennt Bangkok das Venedig des Ostens.

Hier gleiten die Kähne, meist von einheimischen Frauen oder Chinesen gesteuert, lautlos zwischen dem üppigen Grün der Ufer hin, von hohen Palmen beschattet, an den Häusern der Eingeborenen vorüber. Diese Häuser sind überall offen und gestatten einen Blick ins Innere der Behausungen. Sie sind aus Bambusstangen und Palmenblättern errichtet; oft schließt sich ein Garten oder ein Reisfeld an. Nakte Kinder und Erwachsene baden in den Kanälen, die der Bevölkerung aber auch das Trinkwasser liefern. Darin mag es begründet sein, daß hier die Cholera so viele Opfer fordert. Uns hatte man streng verboten, außerhalb der Hotels etwas zu genießen.

Fröhlich grüßten die Kinder den vorüberfahrenden Zug. Die Männer des Landes sind stolz und nennen sich Thai, d. h. „frei“. Muang Thai aber ist ihr Land, das „Land der Freien“. Arbeit schätzen sie nicht, ja sie sehen mit Verachtung auf den Inder und Chinesen herab, der ihnen Sklavendienste leistet. Die Frauen arbeiten für ihre Männer, die sich nicht scheuen, das von der Frau in Fabriken oder im Handel erworbene Geld zu verspielen. Die arbeitsamen Frauen machen sich daher oft selbständig oder heiraten einen Chinesen, der die Siamesin mehr schätzt als seine eigene Landsmännin.

Unser Zug erreichte die Funkstation Sala Deng in Bangkok, deren stattliche Türme die letzte Rede Adolf Hitlers auch hierher übermittelt hatten. Hier standen schon Autos für uns zur Weiterfahrt nach der Stadt und ihren Sehenswürdigkeiten bereit. Der erste Besuch galt dem einer Roten-Kreuz-Station angegliederten Schlangen-Institut, wo das Serum gegen Schlangenbiß hergestellt wird. Das Sumpfland beherbergt zahlreiche Schlangen, und viele Menschen fallen dem Biß dieser Tiere zum Opfer. Fast immer, wenn ein rechtzeitiges Eingreifen möglich ist, bringt die Seruminjektion Rettung. Wir wurden hier Zeugen davon, wie den Schlangen das Gift entzogen wird. Geschulte Wärter gingen mit den Tieren um, als wäre ihr Handwerk das harmloseste von der Welt, sie waren aber immer bedacht, sich von dem Biß der Tiere zu schützen.

In einem schönen Garten werden die Tiere gehalten, durch sichere Ummauerung und Wassergräben vom Beschauer getrennt. Alle Sorten, die im Lande vorkommen, sind hier vertreten, von der Viper bis zur Boa constrictor.

Man kann ein leichtes Grauen nicht loswerden, denkt man daran, daß einen Schritt breit vom gebahnten Weg solch ein Tier den Menschen Gefahr bringen kann. Dann aber sagte man mir, daß die Schlange den Menschen nur angreift, wenn sie sich bedroht glaubt. Unglücksfälle erklären sich etwa so, daß Farbige in den Pflanzungen versehentlich eine im Gebüsch versteckte Schlange berühren. Dann fährt das Tier auf und beißt. Diese Erkenntnis hat übrigens der Freiburger Universitätsprofessor Dr. Konrad Guenther in seinem Aufsatz „Schlangenerlebnisse“ (Karl-May-Jahrbuch 1931) niedergelegt.

Unsere Wagen brachten uns zu der entfernten Marinelandungsstation, wo viele königliche Gondeln lagen. Für uns aber standen Sonderboote bereit, um uns über den Me-nam hinüberzubringen zum Wat Arun, einer märchenhaft bunten Tempelanlage, von König Rama II. 1819 errichtet. Es sind die sogenannten Porzellanempel. Der zu riesenhafter Höhe (90 Meter) aufstrebende Mittelbau und die sich um ihn gruppierenden vier Pagoden und Tempel sind mit bunten Porzellankacheln und Glasmosaiken geschmückt, die im hellen Sonnenlicht einen phantastischen Eindruck machen.

Die Hitze hatte so zugenommen, daß man buchstäblich kaum noch atmen konnte. Aber noch lag die Besichtigung der Hauptsehenswürdigkeit vor uns, deshalb beeilten wir uns, weiterzukommen.

Das königliche Ministerium hatte uns gestattet, den Palast und die anschließenden Staatsgebäude zu besichtigen, hatte uns aber allen die Bedingung gestellt, in vorschriftsmäßiger Kleidung zu erscheinen. Von der Reiseleitung erging darum die Aufforderung an uns, diesen Bedingungen Folge zu leisten, damit wir nicht am Eingang des Palastes zurückgewiesen würden. An und für sich war das kein unerfüllbarer Wunsch. Aber besonders die Herren litten unter diesen Vorschriften. Denn ihre Kragen und Schlipse glichen bald nassen Umschlägen, und die Röcke zeigten im Rücken Wasserflecken. Wir wurden aber alle eingelassen.

Die von einer großen Mauer umgebene Palastanlage gleicht einer Stadt mit Palästen und Tempeln, schönen Schmuckhöfen und vielen Nebengebäuden, in denen die riesenhaften Prunkwagen untergebracht sind.

In siamesischem Geschmack, dem aber viel Modernes anhaftet, sind die Empfangs- und Prunksäle errichtet, reich in Gold gehalten, mit wundervollen Einlegearbeiten, glänzenden bunten Kronleuchtern und mit den dicken Smyrnateppichen, die den spiegelnden Marmorboden bedecken. Es waren einfarbige, hochrot gehaltene Läufer. Dazu überall bildliche Darstellungen aus der Buddha-Legende und große stehende Spiegel. Alles macht einen üppigen, reichen Eindruck. In den Prunkvasen seltsame chinesische

und japanische Pflanzen, wunderbar gezogen.

Das Leichenbegängnis des tatkräftigen, klugen Königs Tschalalongkorn muß phantastisch gewesen sein. Wir sahen den riesigen Prunkwagen, der seine Leiche zur Verbrennungsstätte führte, zum Wat Saket, dem „Goldenen Berg des ewigen Friedens“. Der König, der erst vor einiger Zeit gestorben ist, war außergewöhnlich groß und stark; es soll viel Mühe gemacht haben, ihn in die hergebrachte Umhüllung hineinzuzwängen. Nach Landessitte hat der Sohn die Leiche des Vaters zu verbrennen; das geschieht nachts, ohne Zeugen, nachdem die feierliche Ueberführung vorüber ist. Der Sohn des Königs, sein Nachfolger, ist jetzt 40 Jahre alt und hat keinen Thronerben, wenn er auch Kinder haben mag. Hier in Siam besteht nämlich ein ähnlicher Brauch wie einst bei den türkischen Sultanen, die Töchter des Landes als Frauen nehmen mußten oder konnten, deren Kinder aber kein Recht auf den Thron hatten. Auch hier in Siam muß der König die rechtmäßige Frau aus seinem Geschlecht heiraten. Da aber dazu nur seine Schwester vorhanden war, die er nicht als Gattin begehrte, blieb der Thron bis heute ohne Erben. Der jeweilige König von Siam ist zugleich eine Art Papst aller Buddhisten; er ist der Alleinherrscher über seine Glaubensgenossen in der ganzen Welt.

Im Weitergehen sahen wir auch die neun Pagoden, benannt nach den neun Edelsteinen, die Siam liefert. Im Leben der reichen Frauen spielen diese Steine eine Hauptrolle, denn jeder Tag hat einen anderen Edelstein, die in nachstehender Reihenfolge getragen werden müssen: Für Sonntag (Tag der Sonne) der Rubin, für Montag (Tag des Mondes) der Mondstein, für Dienstag (Tag des Mars) die Koralle, für Mittwoch (Tag des Jupiter) der Smaragd, für Donnerstag (Tag des Uranos) der Katzenstein, für Freitag (Tag der Venus) der blaue Syrkom, für Sonnabend (Tag des Saturn) der Saphir. Die übrigen beiden werden abwechselnd mitgetragen.

Danach mußte man sich eigentlich ein wohlgefälliges Bild von den Damen Siams machen. Leider aber kauen alle Betel, der oft sogar zum Mund heraushängt und die Zähne rot färbt. Um das zu verbergen, hat man für vornehme Damen die Sitte erfunden, die Zähne schwarz zu emaillieren, wie ich in meinem Bericht über Sumatra schon ausführte.

Von der Halle der Edelsteine, worin das Ramayana-Epos, nach dem Mahabharata das größte Epos der Inder, in Bildern dargestellt ist, gingen wir zur größten Sehenswürdigkeit Bangkoks, zum Wat Phra (Ubosat). Wat ist Tempelbezirk. Am Eingang des in sieben Stockwerken aufsteigenden riesigen „Bot“ – mit Bot wird ein Tempelbezirk bezeichnet – hält ein Löwe die Wache, bei dem reiche Blumenopfer ausgebreitet liegen. Einige Stufen führen hinauf zum „Bot“, in dem das kostbarste Heiligtum des Landes liegt. Auf einer goldenen Pyramide, die fast bis zur Decke reicht, steht der 60 Zentimeter hohe Buddha, dessen Körper aus Jade, dessen Kopf aus Smaragd geschnitten ist. Daher wird er kurzweg „Smaragd-Buddha“ genannt.

Auch allerlei Weihgeschenke befinden sich hier, so zwei Porzellanvasen, von Wilhelm II. gestiftet, die sich in dieser Umgebung recht eigenartig ausnehmen. Viele reizvolle Gold- und Silberarbeiten, Bäume, Blumen, Ranken usw. umgeben die Pyramide, worauf der Smaragd-Buddha thront, zur Zeit in einer sommerlichen Umhüllung. Man rechnet hier noch drei Jahreszeiten: Sommer, Herbst und Winter. Alle drei werden in der Bekleidung des Smaragd-Buddhas zum Ausdruck gebracht. Einen Frühling wie bei uns kennt man hier nicht. Ohne Uebergang wechseln die Jahreszeiten. Die kühle Zeit endet im Februar. Der März ist die allerheißeste Zeit. Vom Mai bis September ist die Regenzeit.

Im Hof der Anlage sahen wir noch einen wundervollen Tempel, der eine Art Bundeslade enthält, worin ein eigenhändig geschriebenes Gesetz von Buddha aufbewahrt wird. Am First dieses Tempels hängen fein aus Silber gefertigte Bohdi-Baumblätter, die im Windhauch aneinanderklingen und ein feines, silbernes Rauschen und Tönen auslösen, was eine wundervolle Wirkung hervorbringt. Es erinnert an fernes Glockenläuten, wie es uns in der Heimat hier und da begegnet.

Wir waren gerade in die größte Hitze hineingekommen und infolgedessen derart am Ende unserer Kräfte, daß uns fast die Sinne schwanden. Mich beschlich ein Bangen, wovon ich mir nichts merken ließ, aber das Herz und der Kopf waren derart benommen, daß ich den Zustand begriff, in dem sich die sterbenden Buddhisten befinden sollen. Sie empfinden den Tod als eine Wohltat, als die Erlösung aus der Hölle des Seins. Eine Hölle im wahrsten Sinne des Wortes war auch uns der Aufenthalt in diesem Tempel schon geworden. Senkrecht brannte die Sonne hernieder. Mit letzten Kräften ging es zum Wagen, der uns in das schöne, kühle Hotel Royal brachte. Ruhe und erfrischende Waschungen, verbunden mit einem kühlen, luftigen Aufenthalt im Freien, weckten die Lebensgeister von neuem.

Die Ruhe war dem erschöpften Körper eine Wohltat. Bei sinkender Sonne ging es auf dem gleichen Weg wie bei der Herfahrt zurück zum heimatlichen Schiff. Todmüde suchte man Ruhe, die ich aber leider nicht fand, der Hitze wegen, die trotz des kühlen Bades nicht wich. Erst der hell heraufziehende Morgen brachte etwas Kühlung und Entspannung von einer Anstrengung, die sich die kühnste Phantasie in der Heimat nicht vorzustellen vermag.

X.

Heute sind wir in Singapore gelandet. Der Eingang des schönen, reizvollen Hafens war von einem großen englischen Kriegsschiff und zwei Unterseebooten bewacht.

Die weitläufige, ganz orientalische Stadt, die schönen Besitzungen der Europäer wurden durchfahren, dann der märchenhaft schöne botanische Garten, der gleichzeitig eine Parkanlage für die Stadt ist. Unsere Aufmerksamkeit galt der wunderbaren Pflanzenwelt. Die wie mit siegelrotem Lack überzogene einheimische Palme, im Wuchs der Areka ähnlich, wirkt mit ihrem roten Stamm wundervoll in dem frischen, dunklen Grün ihrer Umgebung. Herrliche alte Bäume stehen da, ganz von Orchideen überwuchert, wie in einen grünen Pelz gehüllt. Viele uns bekannte Blumen gab es auch, die aber bei uns im Sommer zu schönerer Entfaltung kommen, hier scheinen sie eine Seltenheit zu sein. Von großem Reiz sind die unter Schutzmatten gehaltenen Orchideen, die in herrlicher Blüte standen und zahlreiche, uns völlig fremde Arten zeigten. Man muß hier der Hitze wegen die Orchideen und die zarten Adianten schützen; sie würden ungeschützt, auch unter den starken Regengüssen leiden. Man umgibt sie daher mit laubenähnlichen Schutzdächern. In den Gärten aber wächst eine kleinblütige Orchidee, die bei uns in Europa sehr teuer ist. Hier werden große Sträuße davon für wenig Geld verkauft.

Überall hat man schöne Anlagen geschaffen mit stattlichen Palmen, herrlichen purpurroten Sträuchern, die Blätter sind wie aus Wachs gefertigt. Oder sie sind leuchtend gelb und dunkelrot gestreift.

Bald verließen wir die Stadt Singapore und die gepflegten Anlagen. Es ging zunächst hinaus nach Johore, wo der Sultan sein Schloß hat, mit wundervollen Gartenanlagen, nahe an einem großen See. Die Stadt ist echt orientalisches. Auf Bergeshöhe steht malerisch eine Moschee, die einer Kathedrale gleicht und nur von gläubigen Mohammedanern betreten werden darf.

Jetzt ließen wir alle „Zivilisation“ hinter uns. Durch weite Gummibaumwälder ging es in den wilden Dschungel hinein, durch den die Engländer eine mustergültige Autostraße geschaffen haben. Erst später kamen wir wieder in bebauten Land. Nach mehrstündiger Autofahrt, an Kaffee-, Tee-, Gummi- und Kokosplantagen vorüber, gelangten wir endlich wieder an Bord unseres Schiffes auf deutschen Boden.

Da die „Resolute“ bis zum nächsten Tag hier vor Anker lag, trieb uns die Neugier am Abend noch einmal in die Stadt. Es sollte hier eine Art Lunapark geben. Den mußten wir doch sehen. So beschlossen wir fünf Sächsinen, die wir eine kleine Gemeinschaft für uns gebildet haben, den Ausflug zu wagen. Gedacht, getan! Nach dem Abendessen fahren wir los. Weit entfernt vom heimatlichen Schiff liegt die „Neue Welt“. Die Sache sah aus wie unsere Vogelwiese, nur ins Orientalische übersetzt. Zwanzig Pfennige Eintritt für den Park! Eine ganze Welt konnte man dafür sehen. Verschiedene Theater, in jedem wurde etwas anderes gespielt, und jedes Theater verlangte eigens Eintrittsgeld. Die Darsteller hatten wundervolle Kostüme. In der einen Schaubude wurde „Ali Baba und die vierzig Räuber“ gespielt, in der anderen sollte das Stück eine Oper sein, von der wir freilich auch nicht das allermindeste verstanden. Eine nach unseren Begriffen schauerliche Musik begleitete die Lieder, die mit so dünner Stimme vorgetragen wurden, daß wir dafür das Wort „Gesang“ nicht anwenden würden. Eher würden wir bei diesen Klängen meinen, man träte irgendwo einer Katze auf den Schwanz. Den Einheimischen aber schien die Sache zu gefallen, denn sie waren mit Weib und vielen Kindern vertreten, sogar mit ganz kleinen, die nur wenige Monate alt zu sein schienen und völlig nackt auf den Rücken der Mutter gebunden waren. Bis zum grauen Morgen sollen diese Vorstellungen dauern. Uns fehlte dazu die Ausdauer.

Wir durchwanderten die Straßen dieses Zauberreiches und sahen Schießbuden, Kraftmesser für Boxer usw., die von den englischen Soldaten in Tätigkeit gesetzt wurden, Verkaufsläden für allerlei Fische, gebraten und roh, mit Töpfen voll Soße, in die jeder den Bissen nach Belieben eintaucht, und andere Herrlichkeiten mehr.

Beachtenswert war uns in all diesem Rummel ein netter, bunter Laden voll Chinesen, den wir in all dem Durcheinander für eine Teeverkaufsstelle hielten, der aber in Wirklichkeit ein – Buddha-Tempel war. Ein hell beleuchteter Buddha saß in der Mitte des Raumes, Opferkerzen brannten vor ihm, und bescheiden traten die Chinesen zur Seite, als wir erstaunt das von ihnen bewachte Heiligtum betrachteten. Unmittelbar neben diesem Tempel stand ein Verkaufsladen mit verschiedenen getrockneten Früchten. Dahinter Bierreklame, Schießbuden, Theater usw. Eine bunte Welt.

Ich habe auch an diesem Abend an Karl May gedacht. So wie das Leben eines morgenländischen Volksfestes hier trubelt, schildert er etwa einen Jahrmarkt in Damaskus im dritten Band der Ges. Werke („Von Bagdad nach Stambul“). So wie ich hier die Eingeborenen sah, zeichnet er sie in Band 30 der Ges. Werke („Und Friede auf Erden“). Ich habe mit diesen Menschen nicht gesprochen. Aber ich habe sie still beobachtet, und auch aus solcher Beobachtung kann einem das Bild einer Persönlichkeit wachsen.

An den Priester mußte ich denken, den Karl May, der Meister des vornehm-erlesenen Kunsthandwerkes in der Darstellung von Edelmenschen, in der zweiten der oben erwähnten Reiseerzählungen vor den Leser hinstellt.

„Mir ist er ehrwürdig, dieser alte, ernste, achtungsgebietende Sumatraner.“ So sagt Karl May. Dann aber läßt er den Malaienpriester selber sprechen, der so bescheiden dasitzt und sich doch benimmt wie einer, der sich seines Wertes bewußt ist. „Wie ein Mensch, von dem ein anderer zu lernen hat, so soll auch jedes Volk auf das andere, jede Nation und Rasse auf die andere schauen, um ihre Fehler zu vermeiden, ihre Tugenden aber sich anzueignen. Indem wir dieses tun, gestehen wir der großen Menschheit unsere eigenen Fehler ein und erlangen durch ihre Verzeihung die innere und äußere Kraft, sie in das Gegenteil, in Tugenden zu verwandeln.“

Mir scheint, Karl May, der, hier wie überall, so verstehend die Vertreter fremder Rassen sieht, hat nie herrlicher die Eigenart der Rasse und den Wert des Rasselbstbewußtseins betont als hier. Die Gedanken an all die Dinge, die er hier mir vorausdachte, beschäftigten mich so, daß ich wahrhaftig für eine Zeit meine Begleiterinnen und all das bunte Treiben um mich her vergaß und mich versetzt fühlte in ein Sein, das leider für mich jetzt nur noch Traumsein ist.

Doch zurück zur Wirklichkeit!

Wir wollten uns in einer besonders vertrauenswürdigen Gaststätte niederlassen, um Reiswein zu trinken, damit hatten wir aber kein Glück. Wir sollten durchaus Reis essen, wie es die hier versammelten Chinesen ohne Ausnahme taten, geschickt mit einem zierlichen Stäbchen hantierend. Dazu fehlte uns aber die Entschlußkraft, und wir zogen es vor, zu verschwinden, gefolgt von den Blicken der Chinesen, deren Gedanken ob unserer Flucht wir leider nicht erraten konnten.

Sicherer schien es uns, zu unserer Heimat, dem deutschen Schiff „Resolute“ zurückzukehren. Der Ausflug hatte ja seinen Zweck erfüllt, hatte uns wiederum ein Stück der fremden, eigenartigen Welt gezeigt und unser Wissen bereichert.

XI.

Ermattet landeten wir am Morgen des 21. März in Tandjong Priok, dem Hafen von Batavia, auf Java, der herrlichen holländischen Kolonie. Ferne Gewitter hatten die vorangegangene Nacht mit einem Feuerwerk roter Blitze erhellt, ohne jedoch die Hitze mildern zu können. Heiß und drückend war die Luft im Hafen. Schwer waren die Glieder, wie gelähmt, müde von der schlaflosen Nacht. Bisher war es wenigstens gegen Morgen immer etwas frischer geworden, so daß sich ein Schlaf von drei Stunden einstellte, der so erquickte, daß man immer wieder neue Strapazen zu ertragen vermochte. Hier aber waren wir am Ende unserer Kraft.

Wie hatten wir uns auf den schönsten Botanischen Garten der Erde gefreut! Wenn die Verlockung, ihn zu besuchen, nicht gar zu groß gewesen wäre, hätten wir verzichtet.

Um sieben Uhr landete unser Schiff. Die schönen Ufer lagen in feinem Dunst verschleiert vor uns, ein neues Märchenreich. Das Schönste zu sehen stand uns bevor. Wir durften es uns nicht entgehen lassen.

Wie benommen wankten wir zu den bereitstehenden Wagen, die uns in zweistündiger Fahrt nach Buitenzorg (Ohnesorge) mit seinem berühmten Botanischen Garten bringen sollten. Auf herrlicher,

breiter Asphaltstraße rollten die Autos in Windeseile dahin. Der Luftzug im offenen Wagen erweckte neue Lebensgeister, und die herrliche Landschaft zog den Blick immer wieder an.

Diese Schönheit, dieser überquellende Reichtum, mit all den frohen, glücklichen Menschen, die uns freudig Grüße zuriefen! Kein Schmutz, keine Armut, keine Bettelei! Alles atmete Behagen und Wohlstand. Unwillkürlich stellte ich Vergleiche an mit Indien und Ceylon, fand Unterschiede und sah vor mir offene Fragen. Ist es nur der reichere Ertrag, der die holländische Kolonie von der englischen unterscheidet? Hier tragen die Kokospalmen, die ja überall im Wirtschaftsleben der Tropen eine Hauptrolle spielen, durchschnittlich 200 Nüsse je Stamm. In dem reichen, üppigen Ceylon nur 60, manche behaupten nur 40. Man sieht, der Unterschied ist groß. Auch der Kaffee-Ertrag Javas schlägt den der Smaragd-Insel. Der Zucker, der zwar nur alle fünf Jahre auf dem gleichen Boden geerntet werden kann, bringt hier eine gewaltige Ausbeute. In mustergültigen Anlagen, die durch hervorragende Chemiker und Ingenieure geleitet werden, wird aus dem Zuckerrohr durch hydraulische Pressen der letzte Tropfen herausgeholt; der Rückstand wird gleich zum Heizen der Maschinen verwendet, die von kleinen braunen Arbeiterinnen bedient werden. Der fertige Rohzucker wandert nach Amerika, China, Japan und Indien. Die günstige Lage des Landes ermöglicht billige Verfrachtung, liegt es doch so ziemlich in der Mitte der Absatzgebiete. Dazu kommt Gewinnung von Zinn im Tagebau, ferner die reiche Ernte von Kakao, Indigo, Chinarinde, Reis, Gewürzen und vor allen Dingen der Tee, den man das ganze Jahr über erntet, und der innerhalb 24 Stunden vom Strauch durch die Faktorei zum Verbraucher wandern kann. Eine der wichtigsten Quellen des Reichtums Javas aber ist der Gummibaum, der hier in ungeheuren Wäldern angepflanzt wurde.

Heute ist eine Ueberproduktion von Gummi da. Viele Wälder stehen ungenützt, was ihnen aber nicht schadet; sie können jederzeit wieder angezapft werden. Man hemmt nur eine Weile die Neupflanzungen, und bald wird das Gleichgewicht wiederhergestellt sein. Die hohen Preise aber, wie im Weltkrieg, wird der Gummi wohl nie mehr erreichen.

Man weiß bei uns im allgemeinen so wenig von all diesen Dingen; mich aber haben die Gummibäume mit ihren an Stamm befestigten Gefäßen, die einer Kaffeetasse gleichen, so gefesselt, daß ich mich sogleich über alles unterrichtete, und ich nehme an, daheim macht es auch Spaß, zu wissen, wie die Gummigewinnung vor sich geht. Ein Gummibaum im ertragsfähigen Alter, das sich nach der Güte des Bodens richtet und etwa 9 Jahre beträgt, liefert 25 Pfund Gummi in einer Ernte. Der Saft fließt in die am Baum befindlichen Gefäße, die von Frauen in größere Behälter entleert und zur Faktorei getragen werden. Die Anschnittwunde des Baumes muß durch Befeuchten mit Ammoniakwasser offengehalten werden, was am Tage dreimal zu geschehen hat. Die weiße, zähe Flüssigkeit wird in der Faktorei, die jedem Wald angegliedert ist, mit Säure behandelt, in Formen gepreßt und zum Trocknen aufgehängt. Die Gummifolien sehen dann aus wie Wäsche auf der Leine.

Ganz verschieden vom Engländer denkt und verfährt der Holländer in bezug auf Bildung und Sprachschulung der Eingeborenen. Der Holländer lernt Malaiisch, um sich mit den Farbigen verständigen zu können. Er will gar nicht, daß die Eingeborenen Holländisch verstehen. Der Engländer dagegen spricht keine der fremden Sprachen und zwingt die Bewohner der Kolonie, Englisch zu lernen. Er läßt Schulen errichten für die Kinder der Farbigen, und überall kann man mit Eingeborenen Englisch sprechen.

Die zwei Wegstunden im Auto vergingen weit schneller als die endlose, schlaflose Nacht zuvor. Immer üppiger wurde das Land, je weiter wir kamen. Das Auge schwelgte in all der Pracht, die da vorüberzog. „Insulinde“ – so nennen die Holländer ihre Kolonie – schien mir einfach das Schönste, was die Erde trägt.

Dann war Buitenzorg erreicht. In schönen Gärten eingebettet liegen hier die Landhäuser an beiden Seiten der Straße. Kaum vermag man die Behausungen der Eingeborenen von denen der Weißen zu unterscheiden. Nur die braunen Kinder und die weniger gepflegten Gärten lassen diese und jene Niederlassung als ein Besitztum Farbiger erkennen.

Am Eingang des Botanischen Gartens hielten die Wagen. Ein flüchtiger Besuch eines Teils der Anlage, die 54 Hektar umfaßt, erfordert zwei Stunden. Aber Tage, ja Wochen möchte man hier verbringen. Schon am Tor macht das Symbol Javas, der Bambus, den Fremden stumm vor Staunen. Stämme, stark und hoch wie Bäume, ragen da auf und hemmen den Schritt. Benommen geht man weiter. Diese Riesenalleen, umwuchert von Orchideen, durchzittert von Vogelgezwitscher, umrauscht von munteren Bächen und Kanälen! Ein herrlicher See zieht uns an, überwuchert von blühenden Lotos, weiß, rosa und violett, dann wieder weite Flächen des Wasser überdeckt von den Riesenblättern der Victoria Regia, zwischen denen die

vollen Blüten rosa und weiß aufleuchten.

Feuerbäume stehen am Weg, überschüttet von dunkelroten Blüten, „Rote Schuhe“ genannt. Auf akazienartigen Bäumen brennen goldgelbe Dolden, die einen lieblichen Duft ausströmen, während auf mächtigen Waringen scharlachrote Blätter wie Weihnachtskerzen emporstehen. Die herrlichen Palmenarten der Tropenwelt sind natürlich vollzählig vertreten. Obgleich wir durch Ceylon und Paradenia doch reichlich verwöhnt waren, gab es hier immer noch eine Steigerung des Erlebens. Ganz besonders trugen dazu die wunderbaren Baumfarne bei, die ihr zartes Blättergefieder meterweit ausspannten. Auf der Straße kann man blühende Orchideen kaufen, aus Holzstücken hervorgewachsen. Wir erwarben einen Zweig mit wundervollen weißen Blüten für zwei holländische Gulden. An der Orchideenzuchtschule stand eine Art Pfeifenstrauch. Wir wurden besonders auf ihn aufmerksam gemacht, weil sich eine seiner Blüten gerade erschlossen hatte. Es mag wie eine Fabel anmuten, aber es ist Tatsache: die wundervolle, getigerte, braungelbe, samtene Blume war größer als der Kopf eines Menschen. Ich hoffte, von solchen Seltenheiten und noch von vielen anderen Dingen, namentlich von den mächtigen Alleen der alten Canarienbäume, die ganz überwuchert sind von Schlingpflanzen aller Art, ein Photo zu finden, leider vergeblich. Man kann diese Riesen nicht auf ein Bild bannen, so wie es auch unmöglich ist, diese überwältigende Größe und Schönheit zu beschreiben, die sich hier am Fuße der Vulkane Salak und Gedeh entfaltet. Einen solchen Feiertag der Seele im Tempel Gottes kann man nur erleben.

Tropenregen setzte ein und zwang zum Verlassen dieses Naturheiligtums, das Gott für den Menschen schuf, und das – ein Deutscher zum Leben erweckte. Der deutsche Botaniker Karl Reinwardt gründete diesen für die Wissenschaft hochwichtigen Garten. Ausgezeichnete Nachfolger pflegten und erweiterten seine Schöpfung, und so erhielt Buitenzorg den bedeutendsten Botanischen Garten der Welt, von dem wir heute nur einen kleinen, aber den schönsten Teil sehen durften.

Wie immer, so verflog uns auch hier die Zeit in Windeseile. Ueberraschend schnell war die Stunde zur Rückkehr zum Schiff gekommen. Der Weg dahin führte uns noch einmal durch die Straßen der Hafenstadt, vorüber an den vielen Verkaufsständen der Händler, und ich möchte in meinem Bericht nicht Abschied nehmen von Batavia, ohne noch besonders die vielen Früchte zu erwähnen, die es da für verhältnismäßig wenig Geld zu kaufen gibt. Als die wohlschmeckendste Frucht der Erde überhaupt gilt Mangostin, eine große, harte, braunrote Nuß mit milchweißem, süßsauerlichem Kern. Pumalos ist eine riesige, rosafleischige Orange, die süßlich schmeckt, aber keinerlei Aroma hat. Die Jambu ähneln unsern Radieschen und sind auch hart wie diese. Sie sehen wunderschön rosa aus, schmecken aber nach nichts.

Hier einzukaufen blieb uns keine Frist mehr. Unbarmherzig führten uns die Autos fort nach dem Hafen, und bald betraten wir wieder das Deck unserer heimatlichen „Resolute“, müde vom vielen Sehen, müde von der quälenden Hitze, beladen aber mit einer Fülle neuer, unvergleichlicher Eindrücke.

XII.

Wir hatten eine schlaflose Nacht hinter uns, die kein Ende nehmen wollte, eine Nacht, in der die Hitze qualvoll wurde, ja bei 34 Grad Celsius schließlich Angstgefühle auslöste. Dann gingen wir, am 23. März früh 7 Uhr, vor Semarang, der drittgrößten Stadt Javas, vor Anker. Um 8 Uhr bestiegen wir, vor Müdigkeit wankend, den Tender, der uns in einstündiger Fahrt bis zur Landungsstelle brachte. Unser großes Schiff konnte diesen Hafen nicht anlaufen; es lag noch ziemlich weit draußen.

Die frische Brise auf dem Wasser weckte unsere Lebensgeister wieder ein wenig. In der Ferne tauchten die Vulkane Javas mit ihren weißen Dampfvolken auf. Dazu lockte die Aussicht, wieder neue, ungeahnte Schätze sehen zu dürfen. Das alles wirkte zusammen, uns die Müdigkeit überwinden zu lassen. Galt es doch heute, ein weltberühmtes Bauwerk zu betrachten, den Boro Bodoer, wohl den ältesten, schönsten und am besten erhaltenen Buddhatempel überhaupt.

Der Tender hatte uns zum Pier von Semarang gebracht. Dort standen schon Wagen zur Reise ins Innere des Landes bereit. 155 Meilen mußten zurückgelegt werden bis zu unserem heutigen Ziel. Gab bald war die Freude an all dem Schönen, was uns umgab, so wach in uns, daß auch der letzte Rest der Abspannung wich. Es ging hoch hinauf in die Berge. Näher und näher rückten die Vulkane heran, immer neue Formen nahmen die schweren weißen Dampfvolken an, die ihnen entstiegen und massig unter dem blauen Himmel

hinzogen. Von unbeschreiblichem Reiz war wieder der Pflanzenwuchs. Palmen und andere fremdartige Bäume überall. An der Straße bis hinauf ins Gebirge dehnten sich die Villen der Europäer. Auch 1000 Deutsche sollen in Semarang ansässig sein. Jedenfalls sahen wir mehrere Male die Hakenkreuzflagge und die schwarzweißrote Fahne neben der Holländischen, alle Halbmast gehißt aus Anlaß des Todes der Königin Emma von Holland.

An ausgedehnten Reispflanzungen vorüber ging die Fahrt. Frisch bepflanzte Reisfelder wechselten ab mit abgeernteten oder in der Ernte befindlichen Flächen. Die Bewässerungsanlagen sind offenbar ganz vorzüglich, bis hoch hinauf. Ueberall rieselte Wasser, vom Hauptstrom abgeleitet. Ueppige Pracht, wohin das Auge schweift. Große Kaffee-, Tee- und Kakaoplantagen standen am Wege. Frohe Menschen waren allenthalben zu sehen, auf den Reisfeldern oder vor den an der Straße liegenden Behausungen, die aus Bambus und geflochtenen Palmlättern errichtet, hier aber mit Ziegeln bedeckt sind, wegen der schweren Regengüsse. In den Ortschaften, die wir durchfuhren, herrschte ein Leben wie in orientalischen Kleinstädten. Es gab viel einfache Holz- und Steinhäuser, daneben schöne Regierungsgebäude und Hotels. Auch an Sportplätzen fehlte es nicht, aber sie waren doch nicht so häufig wie in den englischen Kolonien.

Nach dreistündiger Fahrt war das Ziel erreicht. Der Boro Bodoer stieg vor uns auf. Der Gesamteindruck war überwältigend. Klein sind dagegen die Pyramiden, die vor Wochen in Aegypten einen so gewaltigen Eindruck auf uns machten. Aus grauem, hartem Trachyt (Lavastein) bestehen die Quadern, die ganz ohne Mörtel und Klammern zusammengefügt sind. Der Tempel bildet ein Quadrat und hat eine Seitenlänge von 151 Metern. Er steigt in 10 Terrassen auf. 36 Pylonen bilden die Ecken. Von vier Seiten führen hochstufige Treppen hinauf. Dadurch soll erreicht werden, daß die Tempelbesucher ruhig und andächtig emporsteigen und das Heiligtum mit Sammlung betreten.

Auf den zehn Terrassen des Tempels sind an allen Wänden sehr gut erhaltene Basreliefs mit lebendigen Darstellung aus dem Leben Buddhas angebracht.

Die 1500 Basreliefs zu beschreiben, würde hier zu weit führen, wie wir ja auch nicht annähernd Zeit hatten, sie zu betrachten. Für den Forscher mögen sie eine Fundgrube sein, die ihn für Wochen fesseln kann. Wir strebten zur Höhe empor, wo in den drei oberen Stockwerken in 70 Riesensteinglocken von durchbrochener Arbeit (sogenannten Dâgabas) 70 Buddhandbilder thronen. In der Mitte der obersten Terrasse steht eine Riesendâgaba, 8 ½ Meter hoch und 16 ½ Meter im Umfang, mit einem Buddha, der aber nicht sichtbar ist.

Dâ g a b a ist das indische Wort für Tempel. Es wurde nach Birma übertragen und hier durch Metathesis in das Wort P a g o d e verwandelt.

Von der Höhe des Tempels hat man eine bezaubernde Aussicht auf weite, herrliche Palmenwälder, die umrahmt sind von den zackigen Gipfeln der Menoreh-Berge und der Vulkane Merapi, Marbahoe und Soenbing. Diese Bergriesen tragen schwere weiße Rauchwolken an ihren Spitzen und dampfen auch aus tiefergelegenen Rissen und Schlünden. Ein bezaubernder Anblick, von dem man sich gar nicht wieder trennen mochte. Ermüdung und Son[nen]glut waren vergessen.

Der Führer sagte uns, der Boro Bodoer habe einst in der Mitte eines Sees gelegen, den vulkanische Veränderungen des Bodens verschwinden ließen. Der Riesentempel selber hat allen diesen Vulkanausbrüchen standgehalten. Kein Riß zeigt sich darin. Gewaltig, wie er erbaut wurde, steht er unbeirrt im Wandel der Zeiten. Um ihn herum fielen im Laufe der Jahrhunderte Tausende von Menschen den Vulkanen zum Opfer. Die 25 Meilen vom Boro Bodoer entfernte Stadt Djokjakarta (der Name bedeutet: blühende Macht) soll vollkommen auf den Trümmern einer alten untergegangenen Stadt stehen. Dem Tempel aber konnte oder wollte der Vulkan nichts anhaben. Möchte er noch so weiter im Schutze höherer Mächte bleiben, zur Freude aller Menschen, denen es vergönnt ist, sich an diesem Bauwerk zu erfreuen.

Nahe beim Boro Bodoer befindet sich ein anderer Tempel, der Tjandi Mendoet, mit einem wundervollen, riesengroßen, sitzenden Buddha, ihm zur Seite zwei Heilige. Das Innere strebt als Pyramide empor. Das Licht kommt nur vom Eingang. Man muß im Innern zur Seite treten und sich langsam an das Halbdunkel gewöhnen, dann erst hat man die volle Wirkung des Ganzen vor sich. Der sehr gut erhaltene Tempel stammt aus der gleichen Zeit wie der Boro Bodoer. Alles lag ursprünglich wohl in der großen Stadt, die verschwunden ist.

Nach weiteren 25 Meilen war in schneller Fahrt Djokjakarta, die Hauptstadt des gleichnamigen Sultanats, erreicht. In dem sehr guten Grand-Hotel „De Djokja“ wurde gerastet. Nach einer einstündigen Pause wurden uns hier javanische Tänze unter Gamelan-Begleitung gezeigt. Schon in meinem Bericht aus Batavia habe ich erwähnt, daß wir im „Museum“ diese eigenartige, aus 60 verschiedenen Instrumenten bestehende Kapelle bewundern konnten. Unendlich reizvoll war das Spiel der Musikanten, das den Tänzern ihre Bewegungen vorzuschreiben schien. Jede Phase der Empfindung war hier in Tönen vorgezeichnet, verkörperte sich in Tanz und Spiel, und so formte sich ein Ganzes, das als echte Kunst tief auf den Beschauer wirkte. Diese Tänze zeichnen sich aus durch edle Grazie. Was diese schönen, geschmeidigen Menschen in ihren farbenfrohen, prächtigen Trachten, die uralt sein mögen, uns hier sehen ließen, war wieder etwas ganz anderes als die Tempeltänze in Bangkok, wenn auch diesen verwandt. Ganz besonders fühlbar war der Unterschied im Wert der Musikbegleitung. Bei den Javanern kann man von hoher Kunst sprechen. Das Spiel geht in die Tiefe und bewegt die Tanzenden wie die Zuschauer in gleicher Weise.

Hier ist Batikarbeit, die man fast in jedem Hause findet, eine Haupteinnahmequelle der Frauen. Besonders schön waren die Sarongs (Gewänder) der Tanzenden gebatikt. In Mengen werden sie den Fremden angeboten und von ihnen auch gekauft. Ich fürchte aber, daß gar manches Stück unecht, das heißt keine javanische Handarbeit ist. Die Preise waren oft verdächtig niedrig. Die echten Stücke aber sind sehr teuer; denn es steckt eine monatelange Arbeit in einem solchen Sarong. Jedenfalls hielten wir uns vom Kauf zurück, obgleich sich die Javaner alle Mühe gaben, ihre Waren anzubringen. Uebrigens hat solch ein Handel noch seine besonderen Schwierigkeiten, da hier nur javanisch gesprochen wird, was für den Fremden völlig unverständlich ist. Es soll auch sehr schwer zu erlernen sein, weil diese Sprache in zwei Arten gesprochen wird. Der Höherstehende benützt das Ngoko, die gewöhnliche Sprache, den Untergebenen gegenüber, dieser aber muß im selben Falle das Hochjavanisch, das Kromo, anwenden, eine Mundart, worin jedes Wort zwei Bedeutungen hat und somit leicht eine Beleidigung des Höherstehenden in sich bergen kann. Aus diesem Grunde liebt es der Javaner, sich der malaischen Sprache zu bedienen.

Die Javanerinnen sind berühmt wegen ihrer Schönheit und Grazie. In ihren Adern rinnt altes, edles Hindublut. Man kann es tatsächlich mit Worten kaum ausdrücken, wie bezaubernd solche eine javanische Tänzerin in ihrer keuschen Mädchenhaftigkeit wirkt. Wundervoll ist das tiefschwarze, glänzende, mit Gambir (Gerbstoff aus Pflanzensaft) behandelte, blumengeschmückte Haar, das immer straff anliegt und die edle Form des stolz getragenen Kopfes zur Geltung bringt. Die Zähne der schönen Javanerinnen sind blendendweiß, nur die Frauen der vornehmen Klassen lassen sie schwarz emaillieren.

Die Holländerinnen tragen hier in ihren Behausungen meist den Sarong, das leichte Batistjäckchen, und Strohsandalen. Ja, es scheint, daß auch außerhalb des Hauses diese sehr leichte Kleidung beliebt ist, denn in den Hotels wird eigens gebeten, so bekleidet nicht zu Tisch zu kommen.

Der Weg zurück zum Schiff im Abendsonnenschein, an den dampfenden Vulkanen vorüber, war wie ein feierlicher stiller Abschluß von einer überirdisch schönen Welt, deren Wunder wir dankbaren Herzens hatten bestaunen dürfen.

XIII.

Ein Feiertag der Seele ist dieser Palmsonntag auf Bali, getrübt nur von dem einen Gedanken: Nun heißt es Abschied nehmen von den Tropen, vom Märchenreich der Erde, vom schönsten Teil der Schöpfung Gottes.

Es ist so viel Schönes, Erhabenes in diesem fremdartigen Lande, daß man alle Leiden bald vergessen und mit Wehmut zurückdenken wird, an dieses Paradies auf Erden. Die eingeborenen Bewohner dieser Insel sind tiefgläubige Hindus. Ihr Leben geht hin in Frieden und Schönheit, so schlicht wie in biblischen Zeiten. Es ist aufs engste verknüpft mit der Scholle, die sie ernährt, und diese Menschen können alles willig und ergeben ertragen, nur nicht die Verbannung aus ihrem Paradies.

Alle alten Sitten und Gewohnheiten sind dem Volke belassen worden. Nur gegen die Witwenverbrennung hat die holländische Regierung ein Verbot erlassen. Früher waren die Witwen oft freiwillig in den brennenden Scheiterhaufen gesprungen, nachdem sie durch eigenartige Mittel in eine Art Ekstase versetzt worden waren. Im übrigen läßt man den Balinesen ihre Hindugebräuche, zu denen

auch die Leichenverbrennungen gehören, besonders auch das Zusammenverbrennen von Familienangehörigen. Grad darauf nämlich legt der Hinduglaube Wert, bringt darum allerlei Opfer.

Der hinduistische Balinese nimmt an, daß sich die Seele des Menschen erst in der Flamme vom Körper löst, und muß deshalb, solange die Leiche vorhanden ist, für sie sorgen wie für einen lebenden Menschen. Der Tote darf keine Not leiden. Darum steht in jedem Gehöft ein eigener kleiner Tempel für diese später zu verbrennenden Leichen. Der Körper eines solchen Toten wird mit Tüchern leicht verhüllt, damit er vertrocknen kann. Alsdann wird er mit Kalk und duftenden Kräutern einbalsamiert, und so wird er von den Angehörigen täglich mit allem versorgt, was der Verstorbene nach ihrer Ansicht braucht.

Der Hindu kennt keine Trauer bei einem Todesfall, der doch das Natürlichste von der Welt ist, nichts weiter als eine Verwandlung. Er weiß, daß der Tod keine Trennung bedeutet. Stirbt ihm ein Kind, so glaubt er, daß es im nächsten Jahre wiederkommen werde.

So leben diese sorglos glücklichen Menschen ihr bescheidenes Leben, verbunden mit Gott und der Natur. Sie schmücken ihre Tempel und Hausaltäre mit reichen Skulpturen, opfern von ihrer Ernte auch für den benachbarten Tempelbezirk und erhalten so das Bestehende ohne Zwang und Steuer.

Nur eine Unsitte, die mich abstieß, fand ich in diesem Land: Ueberall sah ich Käfige mit Hähnen darin, die zu vielen Hunderten gehalten werden zum Austrag der abscheulichen Hahnenkämpfe. In kleinen Körben, die nur so groß sind, wie das arme Tier selber, stecken die Hähne ein bis zwei Jahre, um dann zum Ergötzen der Menschen aufeinander losgelassen zu werden. Früher wurde den Tieren auch noch ein scharfes Messer an die Füße gebunden, dessen Schneide vergiftet war. Das soll jetzt verboten sein, wie überhaupt der ganze Hahnenkampf. Aber man merkt nichts von einer Wirkung des Verbots. Ueberall stehen die Tiere bereit, und in jedem Dorf ärgerten mich aufs neue die vielen Hahnenkörbe. Die Grausamkeit, die sich in der Freude an derartigen Schauspielen äußert, soll hier in allen Menschen schlummern, und die blutigen Tierkämpfe sollen gewissermaßen als „Blitzableiter“ wirken. So sagte man mir. Ob man damit das Richtige traf, wage ich nicht zu entscheiden.

Doch zurück zu erfreulicheren Eindrücken dieser Fahrt! Die Balinesen sind Meister in der Herstellung von Bewässerungsanlagen. Jede kleine Schlucht, jede Höhe, jede weite Fläche ist da mit Wasser berieselt, und unabsehbar dehnen sich die Reisfelder. Hier wird die Erde zur Aufnahme der neuen Saat vorbereitet, daneben sprießt schon das frische Grün, dort wogt das fruchtschwere Feld, der Ernte harrend, und emsige Schnitter sind bereits an der Arbeit, den Reis einzuheimsen. Alles auf einer einzigen weiten Anlage. Zum Reis gesellen sich Kaffee, Kokosnüsse, Pomaloes, Ananas, Bananen, Mangostin und Salaks, dazu Gemüse verschiedenster Art. Wundervolle Bergwässer schneiden überall tiefe Furchen ins Land, dem sie die segenspendende Fruchtbarkeit bringen. Diese munteren Bäche mögen freilich oft zu reißen Strömen werden, wie man an den wildzerrissenen Ufern sieht, eine erklärliche Begleiterscheinung der jäh Tropenregen, die hier mit ungeheurer Gewalt niedergehen. Wir erlebten auch auf Bali solch einen kleinen Wolkenbruch, wie schon zuvor auf Java. So schnell, wie solch ein Guß kommt, endet er auch, ohne zu erfrischen. Es ist und bleibt feuchtheiß. Eine Abkühlung, wie bei uns nach einem Gewitter, kennt man hier nicht. Es ist, als wären die Wolken eine wassergefüllte Schüssel, die plötzlich umgeschüttet wird und ihren Inhalt in Minuten entleert. Dann geht es weiter in Hitze und Dunst.

Im Morgengrauen schon flogen verlangende Blicke hinüber nach der vor uns liegenden, von nickenden Palmen umgürteten Insel Bali. Wie gern wären wir aus der heißen Kabine hinüber entflohen; es ging aber nicht. Erst mußte die Behörde kommen und erlauben, daß wir losgelassen wurden.

Endlich durften wir in den sauberen Booten unseres Schiffes ans Land. Wir legten am Padang-Bay-Pier an. Wie immer standen unsere Wagen schon bereit in endlos langer Kette. Von der ganzen Insel hatte man sie heranholen müssen; denn nach Bali wollten alle, auch die nur irgendwie abkömmlische Mannschaft. Der einundfünfzigste Wagen war der unsrige. Ein guter Wagen und ein geschickter Fahrer, der aber leider kein Wort Englisch verstand. Wir dagegen konnten weder Balinesisch noch Holländisch, hatten aber bald herausgefunden, daß Deutsch den ans Holländisch gewöhnten Ohren der Eingeborenen doch wenigstens etwas vertraut war. So ging es unter Zuhilfenahme der Zeichensprache ganz leidlich. Ob es immer richtig war, was bei dieser Art Verständigung herauskam, ist eine andere Frage.

Zuerst wurde in einer Tempelanlage die sogenannte Fledermaushöhle, die Goa Lawa, besucht. Tausende und aber Tausende von Fledermäusen klebten da im Innern der Grotte. Einige unterbrachen ihren Tagesschlaf, den wir den am weitesten vorn hängenden Tieren durch unser Erscheinen störten. Eine

solche Ansammlung von Fledermäusen gibt es bestimmt nicht noch einmal auf der Welt. Opfergefäße standen vor und in der Höhle. Man kann begreifen, daß diese Tiere den Eingeborenen heilig sind, denn sie sind Insektenfresser und befreien die feuchte Insel von den lästigen Mücken und allerlei ähnlichen Plagegeistern. Der Zahl der Fledermäuse nach zu schließen, muß es auf der Insel reichlich Nahrung für die Tiere geben. Die Sage berichtet von dieser Höhle, daß von da ein unterirdischer Gang zum Vulkan führt, worin viele Schlangen hausen sollen. Wir haben das nicht untersucht, und ich kann nicht sagen, inwieweit diese Angaben stimmen.

Im Tempelhof waren Throne errichtet für Brahma, Wischnu und Schiwa, und man hatte allen drei Göttern treulich geopfert. Wir aber hielten uns auch hier nicht lange auf. Es ging gleich weiter hinauf in die Berge, wo uns kühle, köstliche Luft empfing. Ich erzähle hier noch vom Kert a Gossa, dem Gerichtshaus der Insulaner, einer Art Tempel. Hohe Stufen führen hinauf zu einer großen offenen Halle mit dem Richtertisch und den Stühlen für die Richter. Decke und Pfeiler der Halle tragen auf Goldgrund allerlei Kultbilder. Es sind phantastische, hochkünstlerische Darstellungen, nur leider für den Fremden, der mit den Anschauungen, Sitten und Gebräuchen der Hindu nicht vertraut ist, ein Gestaltengewirr, das er unmöglich enträtseln kann. Es waren da vor allem die Figuren vertreten, die wir schon vielfach in den Schattenspielen oder auch als abschreckende Fratzen an Tempeln sahen.

Dicht bei dem Gerichtshaus lag ein Eingeborenenmarkt, wo man uns Erzeugnisse des Landes anbot. Wir erstanden ein Paar kunstvoll geschnitzte Kokosnüsse. Man bewundert an der feinen Durchbrucharbeit die Geschicklichkeit und den Formensinn der Balinesen. Es gab da Schnitzereien, die man getrost als Kunsterzeugnisse bezeichnen kann. Auch schöne Gold- und Silbersachen waren vertreten und wurden verkauft, weiter Flechtereien aus Gras und Stroh, und vor allen Dingen Batik in Mustern und Farben, die einzig schön zu den schlanken Körpern der Eingeborenen und ihrer seidig schimmernden Haut passen. Wir Kinder des Westens würden in diesen Gewändern als Karrikaturen erscheinen. Uns haben die „Modeschöpfer“ von Paris uniformiert, und wir müssen vom bodenständigen Schlag der Bauern erst langsam wieder lernen, unsere eigenen, schönen Volkstrachten zu werten.

Ueber Gianjar, wo der Sultan von Bali dem Namen nach noch herrscht und wo die zuvor erwähnten Verbrennungsfeierlichkeiten stattfanden, fuhren wir nach Den Pasar, einem lieblichen, holländisch überhauchten Ort mit einem guten Gasthaus, dem Bali-Hotel, wundervoll gelegen, im luftigen Koloniestil eingerichtet. Auch hier tauchten wieder Eingeborne mit ihren kunstgewerblichen Erzeugnissen auf, vor allen Dingen mit ihren Schnitzereien. Ich erstand einen auf einem Fabeltier reitenden Schiwa für einen verhältnismäßig geringen Preis. Ein liebes Erinnerungsstück an das schöne Bali.

Anschließend besichtigten wir einige Behausungen der Eingeborenen, die ihr kleines Reich durch hohe Mauern von der Straße abgrenzen. In jeder solchen Ummauerung steht außer dem Wohnhaus im Hof unter schattigen Bäumen ein Altar, den Göttern geweiht, und vor allen Dingen auch die offene, tempelartige Halle, die zur Aufnahme der Toten dient. Wir hatten Gelegenheit, diese mauerumringten Wohnstätten genau zu betrachten. Die Erwachsenen waren freundlich gegen uns und gestatteten uns, alles in Augenschein zu nehmen. Die Kinder dagegen scheuten jede Berührung und flohen entsetzt, ja schrien, wenn man sie zu berühren wagte.

In den mit Matten belegten Innenräumen der Häuser war außer den Schlafstätten, dem eisernen Feuertisch und dem Webstuhl nichts zu sehen. Alles war sauber gehalten, nirgends Schmutz und Unordnung wie bei den Hindu in Indien, auch keinerlei Bettelei. Dazu sind diese Menschen zu stolz. Aber mit Jubel wurde von jung und alt das Russische Brot (von der Firma Kynast in Dresden) angenommen, das wir in einem Blechkasten mitgenommen hatten und verteilten.

Für zwei Uhr waren die Tänze angesetzt. Sie sollten vor einem Tempel unter einem sagenumwobenen Waringenbaum stattfinden. Zeitig begaben wir uns dorthin, um einen guten Platz zu bekommen. Man hatte von diesem Waringenbaum nicht zuviel behauptet, als man uns sagte, er sei einer der größten und schönsten Bäume der Erde und überträfe selbst die Riesen des Yosemiteales, die Sequoias der Sierra Nevada. Vielleicht gewinnt man eine Vorstellung von diesem Wunderbaum, wenn ich beschreibe, was alles in seinem Schatten Raum fand: Zuerst das Gamelang-Orchester, etwa 100 Musikanten und 60 Instrumente, wovon die meisten so groß sind, daß zwei Männer sie tragen müssen. Gespielt werden sie abwechselnd von zwei und auch drei Künstlern. Ferner ein weiter Tanzplan vor dem Orchester, für 34 Tänzer und Tänzerinnen berechnet. Dann in einem Abstand von 3 bis 5 Meter vom Tanzplatz die Stuhlreihen für uns,

schätzungsweise 300 bis 350 Zuschauer. Dahinter braune Zaungäste, wieviel, vermag ich auch nicht annähernd zu sagen. Und endlich noch ein Teil unserer Autos. Das alles beschattete der eine Baum mit seinen dichtbelaubten Riesenästen und einem Gewirr von Luftwurzeln.

Lange mußten wir warten, bis alle Teilnehmer sich in diesem schönsten aller Naturtempel versammelt hatten, und erst die Töne des Gamelang-Orchesters schlossen die dichte Mauer der Zuschauer.

Manches Geheimnis mag diese balinesischen Tänze heute noch umwittern. Uns erscheinen sie wie ein Wunder. Die Tempeltänze, die feierliche Kulthandlungen darstellen, dürfen ja nur von reinen, unberührten Mädchen, die man eigens dazu erzieht, aufgeführt werden. Diese Tänzerinnen sind geschlossene Menschenknospen, wundervoll in ihrer Keuschheit und Unschuld. Doch nur bis zu der Grenze, die Kindheit und reife Jugend trennt, dürfen sie dem Kult dienen. Wagt es ein heimlich berührtes Mädchen doch noch einmal, an einem Kulttanz teilzunehmen, so findet man es am anderen Morgen erdolcht. Keine Regierung vermag etwas dagegen zu tun.

Fast ohne Teilnahme, wie benommen von dem Erlebnis dieses Tanzes, besichtigten wir noch das Museum. Hinduistische Bildwerke in Stein und Holz, aus alter und neuer Zeit, alle im gleichen, herkömmlichen Stil, waren da zur Schau gestellt. Das Gamelang-Orchester hatte man hier wieder in einem besonderen Raum untergebracht. Die gleichen Schnitzarbeiten wie an den Tempeln und bei den Götterbildern schmückten den Aufbewahrungsort der kostbaren Instrumente, von denen ich einen stillen, fast wehmütigen Abschied nahm. Es war zugleich ein Abschied von Bali und von der Tropenwelt mit ihrer fast überirdischen Schönheit. Ein Abschied vom Paradies der Erde.

XIV.

Die Karwoche haben wir fast nur auf hoher See zugebracht, auf der Fahrt von Bali nach den Philippinen. Ursprünglich – als ich den Plan zu dieser Weltreise in mir ausreifen ließ – hatte ich gehofft, unser Schiff würde auch der Insel Celebes einen Besuch abstatten. Ich hatte mich auf Makassar gespitzt, wo ich gern einem alten Karl-May-Freund die Hand gedrückt hätte, dem Dipl.-Ingenieur Th. Baltrusch, einem Deutschen von Geburt, der als Chef-Ingenieur von Celebes en Onderhoorigheden in holländischen Diensten steht. Diese Hoffnung ist zu Wasser geworden, und ich erzähle davon hier lediglich, um zu zeigen, wie weit in aller Welt die Verehrer Karl Mays verstreut sind.

Im Karl-May-Jahrbuch 1926 hat Th. Baltrusch einen Aufsatz veröffentlicht unter dem Titel: „Wie denkt man in Indien über Karl May?“. Die kurze Plauderei, die betont, daß der Verfasser schon als Schuljunge in Stuttgart für Karl May schwärmte und auch noch als reifer Mann im Ausland gern zu den fesselnden Reiseerzählungen im grünen Einband greift, bekundet gleich in der Einleitung, daß Karl May schon seit dem Jahre 1910 etwa in Niederländisch-Indien eine treue Leserschaft besitzt. Dann wird das Werk meines verstorbenen Mannes von dem Kenner der Fremde einer sachlichen Kritik unterzogen, und das Ergebnis ist ein ehrliches, wohlbegründetes Lob. Ich meine, ein solches Urteil wiegt schwer und verdient es, an dieser Stelle den Lesern meiner Reisebriefe unterbreitet zu werden. Auch sie sind ja bestimmt Karl-May-Freunde, die sich in meine Berichte vertiefen, eben weil ich die Witwe Karl Mays bin.

Am Karfreitag landete unser Schiff in Manila auf den Philippinen. Die Einfahrt war reizvoll und schön. Schnell ging das Anlegen vor sich. Man hatte uns genügend darauf vorbereitet, daß wir hier im „schönsten und größten“ Hafen der Welt am Pier Nr. 7 festmachen würden. Alles, was amerikanisch ist, muß ja das „Größte, Schönste, Teuerste“ sein. Hier hatte man allerdings nicht übertrieben. Die Pieranlagen dürfen diese Bezeichnung wohl mit Recht für sich in Anspruch nehmen. Mit eisernen Landungsstegen, die durch Maschinen bewegt werden, ging das Anlegen in kürzester Zeit vor sich. Wir wurden von 40 farbigen Musikern mit den schmetternden Klängen der amerikanischen Nationalhymne begrüßt, und unsere Bordkapelle gab sich alle Mühe, so laut wie möglich zu antworten. Alle Passagiere der „Resolute“ standen schon sprungbereit, um sofort an Land und auf den Huthandel zu gehen. Wir waren natürlich auch dabei. Männlein und Weiblein zogen aus und verloren sich in der weitläufigen Stadt, die einen durchaus modernen Eindruck macht, uns aber nichts Besonderes bot.

Der ältere Teil der Stadt, mit einer Einwohnerzahl von 280000 Seelen ist die von den Spaniern gegründete *Ciudad murada*, die heute mit ihren genau rechtwinklig sich schneidenden Straßen, ihren

palmengeschmückten Plätzen und ihren weißen Bauten ein Bild vornehmer Ruhe gewährt. Nördlich davon ist der neue amerikanische Stadtteil entstanden, mit bunt belebten Gassen, mit Fabriken, Börsen und Banken, mit Schiffsagenturen und Handelskontoren, mit einer Universität und einem zweifelhaften Chinesenviertel. Weitere Vororte mit Gartengrün bestimmen das Gepräge der Stadt, die oft von sehr heftigen Erdbeben und Herbstwirbelstürmen heimgesucht wird.

Mich fesselte nur der Stadtteil mit den alten Eingeborenenhäusern, die genau so gebaut waren wie die Häuser der Farbigen, die wir bisher auf den Inseln sahen: Bambuspfiler mit Palmbblätterwänden und einem Reisstrohdach. Eine Fabrik konnten wir des Feiertags wegen nicht besuchen, wohl aber am Morgen eine spanische Kirche. Sie barg nichts Erhabenes und Schönes. Gering war der Besuch. Einige braune Frauen in ihren originellen Trachten erweckten unsere Aufmerksamkeit, wir aber auch die ihre. Sie hatten offenbar mehr Neigung, uns – die Fremden – anzusehen als ihr Gebetbuch.

Spaßhaft gestaltete sich die Heimkehr zum Schiff. Wie uniformiert landeten die Fahrtteilnehmer auf dem Dampfer, alle mit neuen Manilahüten ausgerüstet. Einer kritisierte dabei den anderen, wenige mögen bei dieser Hutparade gefehlt haben. Ja, manche kauften so viel ein, daß wohl noch ihre Enkel und Urenkel mit Manilahüten versehen sein werden.

Der Tag nach der Abfahrt, der Ostersonnabend, stand noch einmal im Zeichen Manilas bei den Damen, die sich in den Besitz von gestickten Manilakleidchen gebracht hatten. Ein wenig scheu betraten sie das Promenadendeck mit der soeben errungenen Neuheit, die sicher ebenso schnell verschwinden wird, wie sie auftauchte.

Das Schönste aber – wieder nicht in Gänsefüßchen zu setzen – war in Manila der Sonnenuntergang. Wir sahen in den Tropen viel herrliche Naturschauspiele, etwas so Gewaltiges aber wie diesen Sonnenuntergang nicht. Wie mit glühendrotem Feuer war der ganze, weite Himmel überzogen. Das war ein Strahlen ohne Ende, und nur langsam zog die Nacht das brandrote Leuchten auf.

Nun schweiften die Gedanken schon voraus nach China, dem rätselhaften Reich der Mitte. Darf ich verraten, daß in einem verborgenen Winkel meiner Seele ein Etwas sich regt und mir einreden will, mir persönlich sie ja dieses Land längst nicht mehr ganz fremd? Es ist die Stimme der Erinnerung an Karl May, die da spricht. Er hat zwar den Boden Chinas nie betreten, aber er läßt eine seiner Jugenderzählungen, den heiteren, abenteuerlichen „Blauroten Methusalem“ dort spielen. „Eine lustige Studentenfahrt nach China“ nannte er den Band. Ich meine, und andere meinen es auch, die Erzählung ist mehr. Studienrat Fritz Prüfer bezeichnet sie in einer fachwissenschaftlichen Plauderei im Karl-May-Jahrbuch 1918 als eine „Einführung in die kulturgeographischen Verhältnisse Chinas“. Ich werde an Ort und Stelle noch einiges mehr darüber zu sagen haben. Hier will ich nur das Vorspiel anklingen lassen. Kommendes Erleben wirft in mir seine Schatten voraus. Ich höre den Teehändler Ye-Kin-Li im ersten Kapitel des „Blauroten Methusalem“ rufen, als wären die Worte an mich gerichtet: „Sie selbst wollen nach Tschung-kuo, dem Reich der Mitte, nach Tschung-hoa, der Blume der Mitte! Sie werden Tien-tschao, das himmlische Reich, sehen! Sie gehen nach Ki-tien-teh, dem Haus der himmlischen Tugenden, nach Schan-hoangti, dem Berg des erhabenen Herrschers! Wie ist das gekommen?“ Ich lächle und bleibe dem begeisterten Chinesen die Antwort schuldig. Aber ich freue mich darauf, seine Heimat kennenzulernen.

Wir hoffen nun auf Minderung der Hitze. Sie wird kommen, sagt man uns. Ob wir aber die stete Glut der Tropensonne nicht zurückwünschen werden, bleibt die Frage; denn mit der Hitze schwindet auch die wundervoll ruhige See, die wir bisher ständig hatten. Spiegelglatt war immer das Wasser. Nun kommen wir in das Reich der Taifune, von denen uns furchtbare Dinge berichtet wurden. Auch unser Schiff hat bei früheren Fahrten schon solche Stürme durchgemacht; sie sollen jeder Beschreibung spotten. Kein Stuhl, kein Tisch blieb ganz, die eisernen Geländer hingen wie Bindfaden herum, und über die Treppen rauschte das Wasser. Schöne Aussichten!

Schon in der Nacht setzte ein unheimliches Rollen des Schiffes ein. Die Luft war schwer und drückend, der Schlaf unruhig, quälend. Heute erfuhren wir die Ursache. Ein Taifun wütete in Hongkong, 800 Menschen sollen ihm zum Opfer gefallen sein, wie das Radio meldet. Morgen sind wir dort. Ob unser Schiff wohl vorher erst im Meer wird kreuzen müssen, wie früher schon des öfteren? Die nächsten Stunden werden uns die Antwort auf diese Frage bringen. Wenn meine Zeilen die Heimat erreichen, ist die Gefahr hoffentlich längst glücklich überstanden. Einstweilen können wir nur hoffen, daß ein gnädiges Geschick uns behütet wie bisher.

XV.

Wir hatten eine unruhige Fahrt, eine Fernwirkung des Taifuns, der zwei Tage zuvor hier wütete. Ich schrieb darüber am Ende meines vorhergehenden Reisebriefes. Nun sind wir dankbar und froh, daß wir heute wohlbehalten hier landen durften. Freilich sahen wir nichts von der berühmten Hafeneinfahrt und der Umgebung Hongkongs. Regen und dichter Nebel hüllten alles ein. Die vorgesehene Rundfahrt um den Hafen und hinauf zum Victoria-Peak (551 Meter) mußte im geschlossenen Wagen unternommen werden. Ungefähr 70 Autos standen dazu bereit, und in dem entzückenden Repulse-Bay-Hotel waren die Vorbereitungen zum Empfang der Gäste schon getroffen. Ebenso konnte das Mittagessen im Hongkong-Hotel nicht abgesagt werden. Also hinein in die Wagen und hinauf auf die Berge!

Der Weg zum Victoria-Peak war eingesäumt von blühendem Rhododendron und farbenprächtigen Azaleen. Im satten Grün der Palmen endlich einmal eine Blütenpracht. Leider war alles nur durch die berechneten Scheiben des Wagens sichtbar. Hin und wieder teilten sich die Wolken und gestatteten einen Blick in die Tiefe, der ahnen ließ, wie schön es hier sein muß. Der Nachmittag wurde mit Besichtigungen und Einkäufen hingebracht. Ladenschluß an Feiertagen ist hier nur beschränkt üblich. Der Geschäftsinhaber kann schließen oder offenhalten, ganz nach Belieben. Der Witterungsunterschied gegenüber den Tagen von Java und Bali war gewaltig. Wir holten unsere Winterhüllen wieder hervor. Die langersehnte Abkühlung war da, und zwar gleich spürbarer als erwünscht.

Der Abend vereinte den größten Teil der Fahrgäste wieder an Bord unserer „Resolute“. Froh überrascht waren wir, als wir nach dem Abendessen an Deck kamen und bemerkten, daß sich die Berge ringsum frei von Nebel zeigten und eine reizvolle Illumination die Hänge hinauf sichtbar wurde. Man konnte hoffen, den schönen Hafen am nächsten Tag ohne Nebel und Regen zu sehen.

Am nächsten Tag war immer noch bedeckter Himmel, aber kein Regen mehr. Schnell entschlossen fuhren wir zur Stadt und unternahmen noch einmal die Rundfahrt vom ersten Tage.

Vom Queens-Pier Hongkong ging es wieder nach dem Victoria-Peak, wo früher ein Plakat zu lesen war: „Für Chinesen und Hunde verboten!“ Jetzt ist es entfernt. Der Peak trägt wundervolle Anlagen. Mit unendlicher Mühe haben die Engländer diese kahlen Felsen in ein Paradies verwandelt, indem sie das abgeschwemmte Land in Körben die Felsen hinauftragen ließen und so Schritt für Schritt fruchtbaren Boden schufen. Weite Gärten mit herrlichen Gemüsepflanzungen liegen da in bewaldeten Schluchten. Ausgezeichnete Wege ziehen sich bis zu den Bergspitzen hinauf. Am Fuße dieser Berghänge liegen Wohnhäuser und Industrieanlagen. Weiter hinauf sind lauschige Villen in gepflegte Gärten eingebettet. Alles verrät hier Ordnung und Wohlstand. Ueber Magazine Gap führt der Weg zum „Happy Valley“, das seinen Namen mit Recht trägt, denn es ist wirklich ein „glückliches Tal“, ein Fleckchen Erde, wie man es ähnlich schön wohl nur in Monte Carlo finden kann. Die Felsenbuchten erinnern an Norwegen; nur ist die Vegetation hier viel romantischer, südlicher und dabei ganz chinesisch. Kiefern mischen sich mit Palmen und baumhohen Rhododendren, zwischen deren hellem Rosa wieder tiefrote Diskusblüten, farbige Azaleen und goldgelbe Frühlingsblätter, die neuen Triebe tropischer Bäume, leuchten. In all dieser Pracht liegt auf mittlerer Bergeshöhe ein Staubecken aus rotem Gestein, worin sich das Regenwasser sammelt. Es dient zur Versorgung der Stadt, da es in diesem Felsengebiet kein Grundwasser gibt. Alle diese Anlagen haben die Engländer geschaffen und damit Tausenden eine Lebensmöglichkeit auf den einst trostlosen, öden Felseninseln gegeben.

Hongkong heißt auf Deutsch „Duftende Gewässer“. Das ist ein echt chinesischer Name. Die Stadt Hongkong macht aber einen durchaus modernen europäischen Eindruck. Mit ihren reizvollen Bergstraßen erinnert sie an Neapel. Das Wasser ringsum ist von vielen großen und kleinen Schiffen belebt. Der Hafen gilt als der schönste der Welt, und wir sahen in der Tat nie einen schöneren.

Von dem vielen Militär, das hier liegen soll, merkt man nichts, auch nicht im Straßendienst. Dazu hat sich England aus den indischen Kolonien die schönen Sikhs geholt, bärtige Männer mit malerischen Turbanen, die die kleinen bescheidenen Chinesen in Zucht halten, sich aber gut mit ihnen zu verstehen scheinen. Hier in Hongkong ist es leicht, sich allein durchzufinden, denn alles spricht englisch, auch viele Chinesen. Eine Ausnahme bilden freilich die auf dem Wasser in ihren Hausbooten lebenden Chinesen. Diese

Menschen werden auf dem Wasser geboren und leben da bis zu ihrem Tod. Und wie sie leben! Man muß dieses armselige Volk auf den elenden Dschunken und Sampans gesehen haben, um sich ein Bild von einem solchen Dasein zu machen. Kein Wunder, daß da Schmuggel und allerlei Verbrechen im Schwung sind. Die vielen verstreuten Inseln und Felsenriffe sind wie geschaffen für ein Räuberleben. Zu Tausenden ragen sie hier aus der „chinesischen See“ und schaffen ein unendlich reizvolles, ewig wechselndes Bild. Weniger angenehm sind freilich die Menschen, die in diesen Gewässern leben. Von Moral und Religion ist bei ihnen keine Rede, und eine weite Kluft trennt sie von den Bewohnern des Festlandes.

Jahrtausende alte Anschauungen und philosophische Lehren, die sich von Lao-Tse (um 600 v. Chr.) und von Konfuzius (551 bis 478 v. Chr.) herleiten, bilden den Kern der chinesischen Religion. Lao-Tse hat in seinem Tao-te-King, dem Buch vom Wirken des Tao (Weltgesetz), dieses Tao als das Maß aller Dinge dargestellt. „Sich einordnen, dienen, jeder an der ihm vom Himmel zugewiesenen Stelle, um die große Harmonie des Weltalls zu fördern“, das ist der Grundgedanke der chinesischen Lebensauffassung nach Lao-Tse. Dazu kam dann die Ethik des Konfuzius. Dieser Mann war ein Apostel höherer Sittlichkeit. Die Legende berichtet, daß seiner Mutter ein Geist erschien, der ihr verkündete: „Du wirst einen Sohn erhalten, der weiser ist, als alle Menschen. Er wird ein König sein, doch ohne Thron.“ Und diese Weissagung erfüllte sich in Konfuzius. Seine Predigt galt der Selbstbeherrschung als erster Mannestugend. Weiter lehrte er: Der Mensch soll sich selbst erkennen und die Welt und sich zur größtmöglichen Vollkommenheit entwickeln. Dazu forderte Konfuzius eine ausgleichende, vernunftgemäße Gliederung des sozialen und staatlichen Lebens, damit sich im Dasein des Menschen „die Harmonie des Himmels spiegele“. Hier fließt seine Lehre mit der des Lao-Tse zusammen. Und auf beiden fußt wiederum Buddha. Im Laufe der Zeit verschmolz man diese drei schließlich zu einer Dreieinheit. Ein buntes Gerank von Legenden und Mythen verschleierte mehr und mehr das klare Bild jedes einzelnen von ihnen, und so begegnet uns heute in der Religion der Chinesen eine solche Fülle von Gottwesen und Dämonen, von Glauben und Aberglauben, daß wir Fernstehenden uns darin nicht zurechtfinden. Ein dichter Schleier hüllt da alles ein.

Soviel jedoch ist deutlich zu erkennen: das Volk der Chinesen, das mehr eine Kulturgemeinschaft als eine einheitliche Rasse darstellt, kennzeichnet sich durch eine starke Beharrungskraft, durch ausgeprägten Familiensinn, geringe Wertung der Einzelpersonlichkeit und durch das Streben nach sozialer Harmonie. Wobei die Bindung an die staatliche Gemeinschaft gering ist im Vergleich zu der Bindung an die Familie. Dem Chinesen geht die Familie über den Staat. Das Familienleben kommt bei ihm vor dem Staatsleben. Dem Chinesenkind wird vor allem Achtung vor den Eltern und unbedingter Gehorsam gegen sie anerkannt. Den toten Vorfahren aber ist ein strenger Ahnenkult gewidmet. Bei den Chinesen ist kein Fest, überhaupt kein irgendwie bedeutsamer Vorgang innerhalb der Familie denkbar, ohne daß man sich dabei in feierlicher Handlung der Ahnen erinnert. Und dieser Kult hat in China alle Wechsel der Religionsformen, allen Wandel in Sitten und Gebräuchen überdauert.

So ist es erklärlich, daß hierzulande der Tod eines Familienoberhauptes als hochwertiges Ereignis gilt. Der Vater trifft schon bei Lebzeiten alle Vorbereitungen für diesen Fall, bestimmt seine Ruhestätte und ordnet seinen Nachlaß. Auf das Gewissenhafteste erfüllt dann der Sohn die Pflichten gegen den Vater, und die Familie gibt schließlich ein Buch heraus, worin die Vorzüge des Verbliebenen ins hellste Licht gerückt und allen Ueberlebenden als Vorbild hingestellt werden.

Mitunter erst nach Monaten wird die Leiche bestattet, nachdem Priester durch Horoskop den geeignetsten Tag ermittelt haben. Bei Vermögenden wird dann ein großer Pomp entfaltet. Fahnenräger eröffnen den Leichenzug, worin eine oder gar mehrere Musikkapellen marschieren. Sie spielen Trauermärsche. Früher sollen es Volkslieder gewesen sein, auch lustige. Der Zug geht durch die ganze Stadt. Hinter dem Sarg, der reich mit Blumen geschmückt ist, schreitet der nächste Angehörige des Toten in einem weißen Zelt, das ihn ganz verbirgt. Alle Trauernden tragen grobe weiße Hüllen, die auch den Kopf bedecken. Zuerst kommen die Männer, dann die Frauen, die bemüht sind, möglichst laut zu klagen.

Der Leichnam wird, je nach den Vermögensverhältnissen der Familie, von 20 bis 60 Mann getragen. Neuerdings tritt an Stelle der Träger auch das Auto. Wie ja überhaupt das Eindringen europäischer Lebensformen in China allenthalben spürbar ist. So kann man in Hongkong mitunter auch schon eine Trauung in Frack, Zylinder und Brautschleier sehen. Allerdings nur bei Chinesen, die Christen geworden sind. Was sie aber, wie man uns sagte, durchaus nicht hindern soll, auch noch eine zweite, rechtmäßige Frau zu nehmen, da der Chinese damit seinen Reichtum bekundet. Reichtum wird überhaupt gern gezeigt.

Er tritt u. a. auch im Schmerbauch des Mannes in Erscheinung. So belehrte mich ein Chinese, den ich fragte, warum Buddha oft mit einem so dicken Bauch dargestellt werde: „Dünner Mann, armer Mann!“ war die Antwort.

Reizend aber und entschieden nachahmenswert fand ich die Sitte der Chinesen, am Tag vor Neujahr alle Schulden zu begleichen und den Säumigen solange zu mahnen, bis er seinen Verpflichtungen nachgekommen ist. Man schmückt sich mit neuen Kleidern zum neuen Jahr, feiert es durch Geschenke, gibt den Angestellten doppeltes Gehalt und beglückwünscht alle Freunde und Bekannte. Dieser wichtige Tag fällt jetzt auf unsern 1. Januar, denn in China ist seit 1929 der Gregorianische Kalender eingeführt worden, und zwar zwangsweise. Bis dahin galt in China das Mondjahr, das auch 13 Monate haben konnte.

Recht verschieden von unsern Anschauungen sind bei den Chinesen die Begriffe der Ehre. Hier heißt es „sein Gesicht wahren“. Alles, was man tut, muß anständig aussehen nach außen hin. Ein sehr dehnbarer Begriff. Zum Beispiel möchte jemand etwas durch Bestechen erreichen. Es soll aber nicht offenbar werden, daß dabei eine gewisse Summe aus der einen Hand in die andere fließt. Zu diesem Zweck benützt man das landesübliche Spiel Ma-Yong. Man verliert mit Absicht die Summe, die zur Bestechung nötig erscheint. So hat man „sein Gesicht gewahrt“. Ueberhaupt: Spiel, Opium und Kokain sind in China ein Kapitel für sich, dazu die Teehäuser und der Mädchenhandel. Die Nanking-Regierung hat jetzt kurzerhand vielen Städten die Konzession für die Teehäuser entzogen und die Betriebe geschlossen. Ob damit etwas gebessert ist, bleibt eine andere Frage. Die heimlichen Laster wüten nun erst recht im Volk.

Die Uebervölkerung in China ist groß. Niemand fragt nach dem vielen Elend, und ein Menschenleben hat keinen Wert. Jeder vierte Mensch auf der Welt ist ja ein Chinese. Man hört sagen, die Shogunzeit sollte wiederkommen, da man in Japan und auf den Inseln im Südsee-Archipel die Geburtenzahl beschränkte. Jedenfalls sind diese Asiaten für die weiße Rasse eine Gefahr. Mit welcher Schnelligkeit haben sie sich alle unsere technischen Apparate zunutze gemacht! Als die Portugiesen die ersten Kolonien schufen, standen die Türken vor Wien. Damals zitterte Europa vor ihnen. Heute macht das chinesische Riesenreich Front gegen die Ausbeutungsversuche der weißen Herren. Und das will ernst genommen sein. Das Verhältnis zwischen Weiß und Farbige hat sich sehr verändert, seit Farbige einmal deutsche Männer in Ketten sahen und Russen als Kulis unter Kulis arbeiten mußten, um ihr Leben zu fristen. Solche Bilder zeitigte der Weltkrieg. Fast ist es heute für uns Deutsche ein Vorteil zu nennen, daß wir in China keinen Kolonialbesitz haben; denn einzig wir sind es, die Waren nach hier liefern können. Alle andern sind in Acht und Bann. In China, wie auch in Indien, begegnete man uns mit besonderer Freundlichkeit, sobald man uns als Deutsche erkannt hatte. Mit leuchtenden Augen sprach man von Hitler und fragte uns, ob er denn wirklich so sei, wie man ihn geschildert bekäme.

Ich muß, wenn ich das China von heute schildere, daran denken, daß es fast scheinen könnte, als habe Karl May in seiner Jugenderzählung „Der blaurote Methusalem“, die im Jahre 1889 entstand, dieses Land und seine Bewohner verzeichnet. Es hat dort alles ein mehr heiteres, freundliches Gesicht. Dazu ist jedoch zu sagen, daß das Heitere dem Wesen jener Erzählung entspricht, die „eine lustige Studentenfahrt“ sein will. Im übrigen aber gibt gerade dieser May-Band ein ausgezeichnetes Bild von China und den Chinesen, ihren Vorzügen und Schwächen, von ihrem ausgeprägten Familiensinn und ihrer Ahnenverehrung, von ihrem Beharren im Althergebrachten, von der feinen Bildung ihrer oberen Schichten – was ja auch im Band 30 „Friede auf Erden“ klar zum Ausdruck kommt –, wie von dem unheimlichen Treiben der chinesischen Flußpiraten und dem Elend und dem Verbrechen der Sampan-Bewohner. Und schließlich ist zu bedenken, daß unsere alte Erde jetzt allüberall in gewaltiger Umwandlung begriffen zu sein scheint. Allenthalben zerbrechen alte Formen, bilden sich neue. Davon ist auch China nicht ausgenommen. Es ist nicht mehr das China von 1889, so sehr es andererseits doch immer noch das Land ist, dessen Kultur in den Zeiten der Schan-Dynastie, von 1122 bis 249 v. Chr., geschaffen wurde. Von all diesen Dingen wird in meinen nächsten Reiseberichten noch einiges mehr zu sagen sein.

XVI.

Das größte aller Bücher, von Gottes eigener Hand geschrieben, betitelt „Welt“, liegt vor mir. Die Ueberschrift des Kapitels, worin ich zur Zeit lese, heißt „China“. Erschüttert, mit Ehrfurcht und mit

Grauen blickt die Seele in diese Buchseiten. So dicht ist der Grund gefüllt mit Gestalten, die sich aneinanderdrängen, daß von dem, worauf sie stehen, fast nichts mehr übrig bleibt. Der Untergrund, die Erde, verschwindet; es bleiben nur noch Menschen, Chinesen, nichts als Chinesen! Eine ständig bewegte Masse, die atmet, arbeitet, hofft, bangt, duldet wie wir, und doch so ganz anders, uns Kindern des Westens fremd und seltsam ist. Seltsam und oft schreckenerregend wie das Symbol dieses Landes, der chinesische Drache. Haarbreit streift man hier an furchtbarstem Elend vorüber, um wenige mühsam errungene Schritte weiter auf ähnlichen Jammer zu stoßen, auf Menschen, die hilflos daliegen, wulstige Beinklumpen an einem schwachen, zuckenden Oberkörper, unförmig, mit Elephantiasis behaftet, mit Schwären bedeckt, Aussätzige mitten im Gedränge. Furchtbar und Grauen einflößend ist dieser Auftakt wie die Schreckgestalten in einem Buddha-Tempel. So empfand ich China in Shanghai.

In Hongkong, am Eingang dieses Riesenreiches, von dem wir keine richtige Vorstellung haben, steht man noch nicht mit offenen Augen im Land. Hier hatte ich noch einen heiteren Eindruck von China. Hongkong mit seinem herrlichen Hafen, der zwar auch schon stark von chinesischen Dschunken belebt war, machte auf uns Europäer immer noch einen vertrauten Eindruck. Nur hinter den Besitzungen und Siedlungen der Europäer spürte man das Chinesische, die armseligen Hütten, die Mietkasernen, die Ueberfülle der gelben Menschen. In Hongkong fühlte man das alles aber noch nicht atemberaubend wie hier in Shanghai. Hier wittert man den Vulkan. Heiß ist der Boden, beängstigend sind die aufsteigenden Dünste. Man ahnt eine Spannung, die noch wie von einem gewaltigen Eisenring gefesselt erscheint. Und diesen ernsten Eindruck vermehrt noch der Kriegsschauplatz von 1932, ein Riesentrümmerfeld, worin der Palast des großen, ebenso wie die Hütte des kleinen Mannes zerstört liegt bis auf den Grund.

Dreizehn Meilen trennten uns noch von Shanghai, dem Haupthandelsplatz eines Gebietes von etwa 275 Kilometer im Umkreis, das von mehr als 40 Millionen Menschen bewohnt ist. Noch 1842 war Shanghai ein armes Chinesendorf ohne jede Bedeutung für den Welthandel, ein Ankerplatz für Dschunken. Und heute ...? Heute breitet sich hier eine Stadt von nahezu vier Millionen Einwohnern aus.

Als erste Ausländer gründeten die Engländer eine eigene Niederlassung auf den niedrigen Ufern des Whangpo. Ihnen folgten die Amerikaner und dann die Franzosen. Im Jahre 1863 wurden die englische und die amerikanische Niederlassung miteinander verschmolzen. Sie sind seitdem als die Internationale Konzession bekannt. Diese Konzession und die französische Niederlassung unterstehen nicht der chinesischen Oberhoheit. Sie sind aber andererseits auch nicht als Besitzungen fremder Mächte anzusprechen, denn sie verwalten sich selbst. Die Verwaltung besteht aus 14 Mitgliedern, und zwar sechs Engländern, fünf Chinesen, zwei Japanern und einem Amerikaner. Gewählt wird sie von den Steuerzahlern.

Der Whangpo, an dessen Ufern Shanghai liegt, fließt kurz unterhalb der Stadt in den Yangtse. Die Stadt selber bietet beim ersten Anblick nichts typisch Chinesisches. Schornsteine werden sichtbar, dann tauchen Werften auf, Warenhäuser, Baumwollfabriken, Oeltanks, Docks und Eisenbahnanlagen. Der Stadtteil, den die zu Wasser ankommenden Reisen zuerst betreten, macht einen europäischen Eindruck. Breite Straßen, unter denen vor allen „Der Bund“ zu nennen ist, werden von hohen Steinhäusern umsäumt. Hier haben die ausländischen Handelsgebäude und die großen Hotels sich angesiedelt.

Um ½ 8 Uhr stand der Tender „Alexandra“ bereit, uns im offenen Meer zu übernehmen und in zweistündiger Fahrt nach Shanghai zu bringen. Es blieb wohl kaum einer auf unserer „Resolute“ zurück. Das große Schiff war gezwungen, weit entfernt vom Hafen zu ankern, weil hier die Schiffsverkehrsverhältnisse sehr schwierig sind. Der Wasserstandsunterschied zwischen Ebbe und Flut beträgt bis zu fünf Meter, je nach der Mondstärke.

Mit gespannten Erwartungen fuhren wir bei schönem Wetter dem Kommenden froh entgegen. Nebel und Regen waren verschwunden; wir durften auf einen heiteren Tag hoffen, und dieser Wunsch erfüllte sich auch. Es war ein sonniger, wenn auch noch kühler Frühlingsmorgen. For[s]ythien, Magnolien und andere Frühlingsblumen blühten allenthalben, ganz wie daheim. Nur nicht so rein und schön wie in der Heimat kam mir dieser Frühling vor, denn von gepflegten Gärten und Feldern ist auf dieser überfüllten Erde nicht viel zu sehen. Der Hafen, den wir in langer Fahrt entlangdampften, war voll von Schiffen aller Art. Das erst große Fahrzeug, das unsere besondere Aufmerksamkeit erregte, war das amerikanische Kriegsschiff „Augusta“. Weiter folgten unter Handelsbooten und ungezählten Dschunken die Kriegsschiffe anderer Nationen. Flaches, baum- und strauchloses Land zog sich am Ufer hin.

Das erste Ziel lag weit hinter den modernen Niederlassungen der Fremden. Der Besuch galt dem alten,

rein chinesischen Ort Lungwaha. Hier lag die erste chinesische Pagode, die wir auf der Reise besichtigen durften. Wie immer erregte das Neue die größte Aufmerksamkeit.

Die Lungwaha-Pagode wird von den Chinesen sehr verehrt. Sie ist eine der ältesten, wenn nicht überhaupt die älteste im Land. Die Geschichte dieses Heiligtums reicht weit zurück. Der ursprüngliche Bau wurde 257 n. Chr. errichtet, 400 n. Chr. erneuert und brannte 800 n. Chr. ab. Im Jahre 995 entstand das Bauwerk nach dem alten Modell in der heutigen Form von neuem. Einen abschreckenden Eindruck machten die riesigen Schreckgestalten hier im Buddha-Tempel, die uns schon von Indien her bekannt waren. Hier kam noch der Drache als Wahrzeichen Chinas dazu. Mir kam der Gedanke, dieses Tier habe die Menschenmassen zu verkörpern, die sich hier auf Schritt und Tritt um uns winden. Keine Sekunde allein! Es ist ein einziges Flüchten. Von Sammlung, von ruhigem Betrachten ist nirgends die Rede. Aber auch die Chinesen, die sich mit vielen Verbeugungen vor den Heiligenbildern niederwerfen, machen keinen gesammelten, verinnerlichten Eindruck. Das Niederwerfen und Sichverbeugen, das Abbrennen der Räucherkerzen und der Gebetpapiere bleibt eine mechanische Handlung und entbehrt jeder Feierlichkeit.

Eine gute, reich belebte Landstraße brachte uns wieder zur Stadt zurück, wo wir zuerst eine Fabrik besichtigten, in der kostbare Handarbeiten hergestellt und verkauft werden. Das meiste ist Hausindustrie. Fleißige Frauenhände fertigen in Klöstern und Hütten große und kleine Kunstwerke in Decken und Spitzen an, die in der Manufaktur für ansehnliche, aber für unsere Begriffe immer noch mäßige Preise zu haben sind. So durchfahren wir die modernen Stadtteile der verschiedenen Nationen. Nichts Neues fesselte uns hier. Diese Straßenzüge mit ihren Läden konnten überall sein. Große Teilnahme weckte dagegen das weite Gebiet des japanisch-chinesischen Kriegsschauplatzes von 1932. Es wird noch lange dauern, bis dieses ganz aufgeräumt ist. Hunderte von zerschossenen Häusern ragen in unabsehbarer Weite mit ihren Mauerresten aus dem Schutt empor. Ein ernstes Memento!

Im modernen, hocheleganten Astor-House-Hotel war eine zweistündige Erholungspause vorgesehen, worauf der für mich bedeutsamste, aber auch erschütterndste Teil des Tages begann. In Rickschahs ging es hinaus in das Shanghai der Chinesen. Die engen Straßen geben nicht mehr Raum für ein Auto. Hier wird der Mensch zum Zugtier und befördert Menschen. Millionen finden dabei ihr mehr als bescheidenes Brot. Ein Geistlicher, wohlbeleibt und schlecht zu Fuß, soll der Vater dieser Erfindung gewesen sein. Man behauptet hier, man dürfe ihn nicht verdammen, sondern müsse ihm ein Denkmal setzen, denn es fristen durch seinen Einfall Tausende ihr Leben. Daß ein früher Tod es ende, sei kein Unglück.

Hunderte dieser Rickschahs sausen durch Shanghai, durch die engen, überfüllten Straßen. Und diese Straßen werden endlich so schmal, so überfüllt mit Menschen, daß auch eine Rickschah nicht mehr durchkommen kann. Jetzt heißt es, sich zu Fuß durchwinden. Man ist betäubt von dem dichten, bunten chinesischen Durcheinander, denn nun ist ein Europäer eine Sehenswürdigkeit. Offene Läden reißen sich an einander. Einen breiten Raum nimmt die Herstellung der Spielsteine für Mah-Yong ein. Auch eine Fabrik für Opiumpfeifen erregt unsere Aufmerksamkeit. Spiel und Opium sind Hauptfaktoren im Leben Shanghais. Dazu die Mädchen, das Laster.

Zuerst blendete uns das überreiche Leben mit all dem, was man hier zur Schau stellte, worunter die Tausende von Singvögeln, die zum Kauf angeboten wurden, das Lieblichste waren. Dann aber, als die lebendigen Leichen am Wegrand lagen, die Bettler mit den furchtbaren Gebrechen, kam der bittere Ernst, das Grauen, das weiter wirkt und nicht weicht. Wie wertlos ist hier der Mensch! Und in welche ungeheurer Masse flutet er uns entgegen! Asiaten, uns ewig fremd in Sitten und Gebräuchen.

Shanghai ist eine Spielhöhle. „Gambling“ ist die Atmosphäre Chinas. Immer wieder werden Spielhöhlen aufgehoben, doch nur, um neue entstehen zu lassen. In den Klubhäusern sind sie den Behörden nicht erreichbar. Das Mah-Yong beherrscht alle Schichten der Bevölkerung. Den letzten Rest seines Verdienstes setzt auch der Kuli ein. Verliert er ihn, so finden sich noch immer Mittel und Wege, sich durchzuhalten; geht es nicht anders, dann kommen Verbrechen in Frage. Unmöglich ist es, allein in die Schlupfwinkel der engen Gassen zu gehen. Das Verschwinden eines Menschen ist da keine Seltenheit. Lösegeld erpressen ist ein leichter Erwerb. Shanghai gilt als die gewissenloseste Stadt der Welt. Die Rechtsverhältnisse sollen hier überaus unsicher sein. Es gibt da Freiheiten, die kaum anderswo möglich sind und arge Mißstände zeitigen. Der Zwischenhandel irgendeines Unsichtbaren wird überall fühlbar. Das Gehalt ist einem Angestellten nicht die Hauptsache. Der Chinese legt mehr Wert auf den Nebenverdienst. Dieser Zustand macht sich in den höchsten wie in den niedrigsten Ständen fühlbar. Die Hausangestellten z. B. beziehen von den Lieferanten

regelrechte Prozente; jedes Brot, jedes Stück Fleisch trägt dem kaufenden Personal Gewinn. Es ist Sitte so, und keine Auseinandersetzung ändert daran auch nur das Geringste. Beim Chinesen ist der Erfolg, das Erwerben die Hauptsache, und recht sonderbar sind die Mittel und Wege, die den freundlich lächelnden, höflichen Asiaten dazu verhelfen, wenn sie nur dabei „das Gesicht wahren“, wie der Ausdruck lautet, den wir „die Ehre wahren“ nennen, wobei zu merken ist, daß unsere Ehrbegriffe sehr verschieden sind von denen der Chinesen. Wie die Schriftzeichen der Chinesen uns fremd sind, so auch die Menschen selber. Weder der flüchtige Gast, noch der lange unter Chinesen weilende Europäer vermag dieses Volk zu verstehen.

Eine Zunft für sich bilden hier die Bettler, die uns in abschreckenden Gestalten entgegentraten. Sie haben einen König, der das gesamte Bettlerwesen organisiert, der auch den Geschäftsleuten Steuern auferlegt, die willig gegeben werden. Wehe einem Geschäftsmann, der sich weigern würde, bei einem Ausverkauf der Bettlerzunft eine besondere Rate zu zahlen! Die Bettler würden seinen Laden so umstellen, daß die Kunden wegblieben. Das zu erfahren, war mir nichts Neues. Es war mir vielmehr nur eine Bestätigung der Schilderung von Land und Leuten Chinas, die Karl May in seiner nun schon mehrfach erwähnten Jugenderzählung „Der blaurote Methusalem“ gibt. Da ist von einem T'eu (Bettlerkönig) die Rede, dessen Kuan (Paß) mehr gilt und nützt als Empfehlungsbriefe selbst des angesehensten Mandarin. Die abenteuerliche Handlung dieses China-Buches ist zum Teil aufgebaut auf diesen eigentümlichen Verhältnissen. Man sieht, Karl May hat auch im fernsten Osten Bescheid gewußt, als er die Feder ansetzte, eine Erzählung dort spielen zu lassen. Quelle dieser Lokalkennntnis war ihm seine stattliche Bibliothek, die etwa 3000 Bände umfaßte, zumeist erd- und völkerkundliche und sprachwissenschaftliche Werke. Die Bücherei ist noch heute in der Villa Shatterhand aufgestellt. Ein Katalog der übersichtlich geordneten Bände ist im Karl-May-Jahrbuch 1931 zu finden.

Wir besuchten weiter das malerische *Willow Pattern Teahouse*, das aus dem Film „Die Herrin der Welt“ Tausenden in Europa bekannt ist. Im Film ist es entzückend mit Blumen geschmückt und atmet Schönheit. In Wirklichkeit sieht es anders aus: Ueberfüllt, schmutzig, die Zugänge von den fürchterlich verstümmelten lebendigen Leichen belagert. So war es kein Aufenthalt für uns, auch wenn wir einen Platz gefunden hätten. Deshalb setzten wir es bei unserem Fremdenführer durch, uns in ein chinesisches Teehaus zu führen.

Wir landeten in einem modernen Haus, im ersten Stockwerk. Es war voller Mädchen. Wenige Männer saßen an schmutzigen Tischen im Hintergrund. Hier konnten wir nicht bleiben. Die Mädchen kamen auf uns zu. Wir sollten noch eine Treppe höher steigen. Wir gehorchten. Ein schmutziger Saal mit allerlei Spielvorrichtungen, auch mehreren Billards darunter, nahm uns auf. Am Eingang wurde Eintrittsgeld erhoben. Im Hintergrund gab es eine Bühne, auf der ein Mädchen stand und sang. Dazu vollführte ein Orchester jene furchtbare, uns schon aus anderen Hafenstädten bekannte Katzenmusik. Abscheulich wie die plärrenden Stimmen der Mädchen, von denen immer eine die andere ablöste. Der Raum war halb gefüllt mit Chinesen, die an kleinen Tischen saßen und Tee tranken, dazu Sonnenblumenkerne knapperten und die Schalen auf den Boden spuckten. Die Aufmerksamkeit der Chinesen wandte sich von dem singenden Mädchen weg auf uns. Einer kam und brachte dampfend heiße Handtücher, die hier jedem gereicht werden, um damit die Hände zu reinigen. Ein anderer versorgte uns mit Tee, der wie dünner Aufguß von Gras und Pfefferminze schmeckte.

Die Chinesen schätzen die Mädchen samt der Begleitmusik sehr hoch. Man läßt sie zu Gastmählern kommen, die in chinesischen Speisehäusern gegeben werden, da sich das Privathaus selten, eigentlich fast nie geladenen Gästen zu gemeinsamen Mahlzeiten öffnet. Diese Mädchen haben einen großen Einfluß auf ihre Gönner und treiben argen Luxus. Sie singen und tanzen zum Essen der Herren. Selber daran teilzunehmen ist aber auch ihnen nicht gestattet. Muß doch selbst die Hausfrau ebenso wie die Mutter des Mannes diesen bei Tisch bedienen. Sie darf nicht mit ihm essen, wie sie auch beim Ausgang hinter ihm zu schreiten hat wie ein Diener. Die Goldzähne jener „Damen“ werden sogar mit kostbaren Edelsteinen geschmückt. Die Inderinnen stellen dafür auch ihre Nasenflügel zur Verfügung. Oft hatten wie Gelegenheit, das zu beobachten. Bei den Chinesinnen wird uns das weniger glücken, da sich die Pforten der Teehäuser in der Hauptsache nur nachts und auch dann nur dem starken Geschlecht auftun.

Mitreisende berichteten freilich sogar von Erlebnissen in den Shanghaier Opiumhöhlen. Entsetzlich soll der Anblick der Menschen sein, die diesem Laster verfallen sind. Zu zweit liegen sie auf den Lagerstätten, zwischen sich die Rauchutensilien und in Büchsen das wie Honig aussehende Opium. Es ist hier in jeder

Menge käuflich.

Nach dieser Abschweifung ins dunkle Treiben der Hafenstadt hätte ich nur noch vom Abschied von Shanghai zu berichten. Für das viele Moderne, uns Vertraute waren wir nicht mehr aufnahmefähig. Zu stark waren die Eindrücke, die das eingeborene Volk auf uns gemacht hatte. In Rickschahs ging es zum Hafen zurück, zum Tender, der uns wieder zu unserem heimatlichen Schiff bringen sollte. Wie bei der Hinfahrt war der Hafen reich belebt. In majestätischer Ruhe lagen die Kriegsschiffe. Handelsdampfer fuhren ein und aus. Malerisch waren die Dschunken, die unsere Blicke immer wieder anzogen. Weit drüben am Ufer flammten zahllose Lichter auf; alle Wasserzeichen leuchteten verspäteten Schiffen zur Heimfahrt. Dunkel lag die weite Wasserfläche vor uns. Bald aber erkannten wir in der Ferne unsere erleuchtete „Heimat“, der wir rasch näher und näher kamen. Die Schiffskapelle begrüßte unsere Ankunft. Still suchten wir unsere Kabinen auf, um dort noch lange über die bunten Erlebnisse dieses Tages nachzusinnen, bis endlich Schlaf und Vergessen uns einspannen.

XVII.

Nach ruhiger Fahrt warf die „Resolute“ vor Ching Wang Tao Anker. Reges Leben herrschte schon im Morgengrauen an Bord. Mit gespannten Erwartungen sahen wir den Höhepunkten unserer Reise, „Peking“ und der „Großen Mauer“, entgegen. Kalt und rauh war die Luft während der Ueberfahrt auf dem Tender. An Land stand ein moderner Sonderzug für uns bereit.

Wohlbehalten landeten wir in Tientsin. Hier war eine einstündige Rickschahrundfahrt vorgesehen durch die Stadt, in der einst auch Deutschland Besitzrecht hatte. Nachdenklich und nicht ohne Wehmut betrachteten wir die Gebäude, die einst unser Vaterland hier errichtet hat, und die heute fremden Nationen dienen. Tientsin gleicht allen chinesischen Orten, wo West und Ost aufeinanderstoßen. Stattliche Prunkpaläste, die in Berlin stehen könnten, und Hütten der Armut, wie wir sie daheim nicht kennen, wechseln in bunter Folge.

Nach der Rundfahrt bestiegen wir wieder unsern Zug, der uns nach Peking brachte. Vom Chinesen-Bahnhof wanderten wir zu Fuß durch die mächtige Mauer, die das Gesandtschaftsviertel umschließt. Hier lag unser „Hotel Wagons Lits“. Wir waren da gut untergebracht und beschlossen, sogleich nach dem Abendessen „Peking bei Nacht“ zu besichtigen.

Gedacht, getan. Zwei Herren unserer Reisegesellschaft wurden gebeten, sich uns anzuschließen. Wir fünf älteren „jungen Damen“ fuhren mit unseren beiden Herren, die auch schon die Jugend weit hinter sich hatten, zum chinesischen Theater. Diesmal aber ging es in ein Haus mit Parkett und Rang. Wir würden allerdings dem Innern nach von Vorstadttheater sprechen. Hier jedoch war es das Beste, das Haus des berühmten Schauspielers Mei Lan Fang. Sein Stolz ist die Bühnenausstattung. Er ist in Europa gewesen und hat seine Begriffe dort geschult. Er hat eine geschlossene Salonkulisse mit einigen Möbeln im Hintergrund. Diese Kulisse bleibt nach chinesischem Brauch stehen, auch wenn im Stück eine Landschaft oder Stadtbild nötig wäre. Mei Lan Fang ist ein bedeutender Darsteller von Frauenrollen, ein kleiner, zierlicher Mensch mit hoher Stimme, dem ruhige, vornehme, frauenhafte Bewegungen eigen sind. Er schafft eine ebenso schöne wie echte Wiedergabe der vornehmen, edlen chinesischen Frau, sehr charakteristisch in ihrer Ruhe und Unterwürfigkeit.

Unser Führer erklärte uns den Inhalt des Schaustückes. Es handelte sich um die zwei Frauen eines reichen Chinesen, der gestorben war. Die Hauptfrau des Verstorbenen hatte die verhaßte Nebenfrau angeklagt, den Mann ermordet zu haben. In einer Gerichtssitzung, deren Szenenwechsel mit den geringsten Hilfsmitteln immer auf offener Bühne vor sich ging, spielte sich das Stück ab. Die vielen Bilder wurden von einer für uns abscheulichen Musik begleitet. Die handelnden Personen sangen mit hoher Fistelstimme. Zum Schluß erschienen zwei Chinesen im Alltagskleid, offenbar Bühnenarbeiter, die ein Gestell in Form und Größe einer Tür trugen, mit einem Aufsatz versehen, alles ganz in Schwarz. Durch diesen Eingang schritt der Frauendarsteller ins Gefängnis. Damit schloß das Stück. Und bei gleicher Szenerie, ohne Unterbrechung begann sofort ein anderes.

Später hatte ich Gelegenheit, eine Dame der deutschen Gesandtschaft über das chinesische Theater und die dort gespielten Stücke zu befragen.

Es sind alles Liebesspiele: Meist geht es um Frauenhaß, aus Eifersucht geboren. Das Frauenelend kommt immer wieder zum Ausdruck. Schon bei der Geburt des kleinen weiblichen Wesens beginnt ja das Unglück. Oft werden bereits die neugeborenen Mädchen verkauft. Ein trauriges Kapitel ist, was man hier „Ehe“ nennt. Der Mann darf seine Frau vor der Verheiratung nicht sehen, weil es sonst ein Unglück gibt. Ich ließ mir den Vorgang einer Eheschließung beschreiben, und es wurde mir folgendes berichtet:

Ein Sohn – auch einfacher Leute – soll verheiratet werden, eine Sache, die der Vater zu bestimmen hat. Er sucht das Mädchen für den Sohn aus. Befragt darüber, wie sie aussieht, antwortet er etwa: „Schön ist sie nicht, aber kräftig.“ Söhne bekommen ist ja die Hauptsache. Nun naht der Tag der Hochzeit. In einer verhängten Sänfte wird die Braut von einer Frau aus der Familie des Bräutigams abgeholt. Die Braut hat auf dem Weg von ihrer Behausung bis zum Heim des Bräutigams in der Sänfte laut zu weinen. Ihr Schluchzen muß auf der Straße zu hören sein. Beim Haus des Bräutigams wird die noch verhängte Sänfte an die offene Tür gestellt. Der Bräutigam schießt nun mit einem Pfeil nach der geschlossenen Sänfte, diese öffnet sich, die Braut steigt aus, über einen Sattel hinweg, der Friede bedeutet, und betritt den Raum, worin der Bräutigam ihrer harret. Gemeinsam verspeisen sie einen Apfel, wobei sie von draußen stehenden Kindern geneckt werden. Nun sind sie Mann und Frau. Zum erstenmal sehen sie einander. Der Wille des Vaters fügte sie zusammen. Keine Priesterhand segnet den Bund. Vereint tritt das Paar schließlich vor die Tür und verneigt sich vor der wartenden Hochzeitsgesellschaft, beginnend mit unzähligen Verneigungen vor dem Vater. Noch am Tag danach soll das junge Paar unter Kopfschmerzen leiden – eine Folge der vielen Verbeugungen. Die Frau bezieht dann ein kleines Haus im Hof der Angehörigen ihres Mannes. Die Familien bleiben immer beisammen. In einem von einer Mauer umschlossenen Bezirk wohnen alle Familienangehörigen des Mannes beieinander. Jede Nebenfrau bekommt solch ein kleines Reich für sich. Auch in China weiß man, daß es nicht gut ist, zwei Frauen unter einem Dach zu bergen. Wehe nun aber der Frau, wenn sie keinen Sohn zur Welt bringt! Dieses Elend auszumalen, sei mir erspart.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich nicht unterlassen, auf eine ernste Warnung hinzuweisen, die ich hier zu hören bekam, zugleich eine wundersame Bestätigung der Gebote der Rassenpflege. Keine deutsche Frau soll einen Chinesen heiraten, den sie vielleicht in Deutschland kennengelernt hat. Das Elend ist furchtbar. Eine nach unserem Gesetz geschlossene Ehe hat in China keine Gültigkeit. Der Mann gehört zu seiner Familie und hat sich unbedingt dem Vater zu unterwerfen. Er darf sich nach eigener Wahl keine Frau nehmen, sie wird nicht anerkannt. Alles, was der Sohn verdient, muß er dem Vater abgeben. Der Vater verteilt die Einnahmen unter die Mitglieder der Familie. Furchtbare Konflikte entstehen so für die ewig Fremde. Ähnlich ist es aber auch für die deutschen Männer, die Brot suchend nach China kommen. Wenn sie einen Platz gefunden haben, der ihnen Halt und Nahrung gibt, glauben sie, auch ihrer Frau und ihren Kindern ein Heim bieten zu können. Sie lassen ihre Angehörigen nachkommen. So geschah es in einem mir geschilderten Fall vor kurzem. Die Frau erschien mit zwei Kindern und fand ihren Platz besetzt. Der Mann eröffnete ihr, er könne ihr und den Kindern keine Unterkunft mehr bieten, das Unglück habe ihn in die Arme einer Russin geführt, die hier im denkbar schlechtesten Rufe stehen. Verzweifelt, mittellos, rechtlos stand die rechtmäßige deutsche Frau in der Fremde. Sie tötete sich und ihre Kinder. Ein Alltagsbild zur Warnung für unsere deutschen Schwestern!

Die uralten, den Chinesen heiligen Bande des Ahnen- und Familienkults sind so stark, daß kein noch so tiefes Gefühl dagegen aufkommen kann. Die Vorfahren, der Ahnen- und Familienkult sind mit und in dem Chinesen geboren, erst im Tod sterben sie mit ihm. Dieser Kult, die Familienzusammengehörigkeit gehen ihm über alles.

Davon zeugt sogar das Bild der chinesischen Landschaft. Uebersät sind hier die Aecker mit den Hügeln der Toten. Um Peking herum gibt es mehr Totenhügel als Lebende in der Stadt. Seit 600 Jahren wurde da kein Grab eingeebnet. Mehr und mehr rauben die Toten den Lebenden das Land. Kein Bauer wird es wagen, den Hügel eines Toten sich nutzbar zu machen; der Geist des Verstorbenen würde diesen Frevel an ihm, seinen Kindern und Kindeskindern rächen, so meint er. Und China braucht Ackerboden für seine vielen Menschen. Doch danach fragt das unerbittliche Recht der Toten nicht.

Stirbt hier ein reicher Mann, so befragt man die Priester über den Zeitpunkt der Bestattung. Nach dem Stand der Sterne, die für den Toten günstig sein müssen, wird der Termin festgesetzt. Doch wird dieser Entscheid von den Priestern oft Jahr und Tag hinausgezögert. In solchem Fall wird die Leiche in einem dicht verschlossenen Sarg in ein dazu bestimmtes Haus übergeführt, man könnte fast sagen, in eine Art Hotel mit

einzelnen Zimmern. Ein derartiges Zimmer kostet nach unserem Geld im Monat 40 bis 50 RM. Der Glaube verlangt, daß der Tote bis zur Bestattung, wie im Leben, mit Speise versorgt wird. Deshalb gehört zu jedem „Totenzimmer“ auch ein Diener. Priester unterhalten dieses Totenhaus. Sie verdienen bei der Sache, je länger es dauert, desto mehr. In Peking dürfen die Leichen allerdings höchstens ein Jahr aufgehoben werden. In Bali berichtete ich über den gleichen Brauch. Da mußte der jung gestorbene Sohn als Leiche auf den Tod des ältesten Familiengliedes warten, was Jahre dauern konnte. Es besteht also zwischen diesen an sich völlig verschiedenen Religionsformen doch eine gewisse Aehnlichkeit. Kommt nun endlich die Zeit, wo die Angehörigen von den Priestern nicht mehr weiter ausgebeutet werden können, dann wird die Leiche der Erde übergeben. Jede Familie hat einen Begräbnisplatz. Hügel reiht sich da an Hügel. Die Kette reißt nicht ab. Bleibt einem Vater wirklich einmal ein Sohn versagt, so wird einer an Kindesstatt angenommen; er hat nun den Ahnenkult fortzusetzen.

Das Begräbnis geht mit mehr oder weniger großem Pomp vor sich. Ein riesiger, grün verhangener Katafalk nimmt den Sarg auf. Getragen wird dieser Aufbau auf roten Stangen von grün gekleideten Trägern, 24 bis 48 Mann. Wir sahen, wie geschickt diese Männer die schwere Last mit einem Ruck auf die Schultern hoben. Den Zug eröffnen Trommler, die ihren Instrumenten dumpfe Töne entlocken, nicht wie in Hongkong Reiter und Musik. Weiß verhüllt sind Wagen oder Sänften der Hauptleidtragenden.

Der nächste Tag in Peking war der Besichtigung der Stadt gewidmet. Rickschahs brachten uns zur Verbotenen Stadt, zum Museum und zur Gemäldesammlung. Es würde zu weit führen, wollte ich aufzählen, was da an Kunstwerken besichtigt wurde. Ich will nur erwähnen, daß wir hier das Hakenkreuz fanden, und zwar an einer Monduhr, die schon zu einer Zeit benutzt wurde, als es noch keine Uhren unserer Art gab. Es gilt hier als Friedenszeichen, genau so wie in Indien.

Das Lamakloster, worin zeitweilig der Dalai Lama wohnt, der Papst der Lamaisten, erregte unserer besondere Aufmerksamkeit wegen seiner Gebetsmühlen und wegen der Bet-Tücher, die in Größe von Taschentüchern bis hinauf zur Spitze des Tempels auf Leinen hängen. Im Innern des Tempels steht ein Riesenbuddha, aus einer einzigen gewaltigen Zeder geschnitzt. Ich vergaß die Meterzahl der Höhe. Er reicht bis zur Spitze des Tempels. Von ihm sagen die Gläubigen, er, in seiner Größe, sei der neue Messias, der kommen werde, die Welt zu erlösen.

Schön und freundlich war dagegen der Tempel des Konfuzius mit der Halle der Klassiker, das sogenannte „Größte Album der Doktoren“. Hier steht in einem besonderen Bau die Ehrentafel des Konfuzius. In dem schönen alten Garten sind die vielen Gedenktafeln der Dichter und Philosophen angebracht. Planmäßig sollte hier die Besichtigung der großen Glocke angeschlossen werden, es kam aber erst am nächsten Tage dazu. Die Riesenglocke, unter der mehr als zehn Menschen Platz finden, ist innen und außen mit wundervoller chinesischer Schrift bedeckt. An diese Glocke knüpfen sich Sagen eigener Art. Sie hier zu berichten, würde zu weit führen.

Peking als solches gibt es nicht mehr, denn Peking bedeutet „Hauptstadt des Nordens“. Deshalb heißt die Stadt jetzt Peiping. Sie bietet ein Bild des Verfalls. Und wie bald werden die Reste einer einst märchenhaften Pracht und Schönheit ganz verschwunden sein. Die Holzbauten der Paläste scheinen schon heute unter der Wucht der farbigen Porzellanziegel zusammenbrechen zu wollen; das Holz ist trotz der schützenden Hülle vom Wetter zernagt. Im Innern der Hallen sieht man noch die Riesensäulen, aus je einem Baumstamm geschnitten. Aus Birma hat man sie hierhergebracht. Einzigartige Bäume müssen das gewesen sein, Riesen, wie sie heute nur noch im Yosemiteal stehen. Damit das Holz nicht barst, umgab man die Säulen mit einer Hülle aus Stoff und einer Art Gips mit wundervollen Stuckornamenten, und alles wurde farbig bemalt, hauptsächlich grün, rot und blau. In jedem Jahr wurde alles erneuert. Unbeschreibliche Schönheit wurde so geschaffen, Schönheit, die heut nur noch in den Decken im Innern der Tempel und Hallen erhalten ist, soweit sich die Dächer noch in leidlichem Zustand befinden. Die Aufgänge und Höfe zu den Gebäuden sind reich geschmückt mit weißen Marmorpostamenten, die einst blühende Pflanzen trugen und in diesem Schmuck den Gesamteindruck noch erhöht haben müssen.

Hier und da sind Teile der einstigen Inneneinrichtung der Paläste erhalten. Einige Räume haben noch das Aussehen, als wären sie erst kürzlich bewohnt gewesen. Neben herrlichen, alten chinesischen Kunstschätzen stehen da auch nüchterne Einrichtungsgegenstände europäischen Ursprungs. Tischchen gab es mit Goldfüßen, auf denen Gensplatten [Glasplatten?] ruhen, aber auch zwei abgespielte Pianinos waren in den Gemächern der Frauen aufgestellt. In den Nebenpalästen der alten Residenz sind die Reste der

einstigen Einrichtung museumsartig untergebracht. Die größten Kostbarkeiten aber hat man nach Nanking übergeführt, wo sie der Öffentlichkeit nicht zugänglich sein sollen.

Im Museum beobachtete ich die Chinesen, die durch die Räume schlenderten. Ohne jedes Verständnis für das, was sie sahen, gingen die jungen Leute – denn nur solche waren es – vorüber an den Kunstwerken von unschätzbarem Wert. Einzig und allein die seltsamen Uhren, mit Gold und Edelsteinen geschmückt, mit ihren singenden Vögelchen usw., vermochten ihre Teilnahme zu wecken. Unter all den Einheimischen, die sich im Museum aufhielten, war nicht ein einziger mehr rein chinesisch gekleidet. Bestandteile europäischer Kleidung trugen alle. Nur der Ueberrock war fast durchweg chinesisch. Das Alte, Ursprüngliche ist entwertet.

So traten wir wieder auf die Straße, sogleich umwirbelt von Staubwolken. Berüchtigt und charakteristisch zugleich ist der furchtbare Staub Pekings. Die nahe Wüste Gobi sorgt reichlich für neue Zufuhr. Der eisige Wind trieb ihn in alle Poren. Alles hüstelte, ja viele verloren die Sprache, und einige unserer Mitreisenden flohen vorzeitig zurück aufs Schiff und blieben nicht einmal die kurz bemessenen fünf Tage, die für Peking angesetzt waren, an Land. Am ärgsten ist die Staubbelastung auf den Straßen, die man in der Rickschah durchfährt. Die armen, freundlichen Kulis husten und spucken alle ganz entsetzlich. Sie sind durchweg schwindsüchtig, und früh endet ihr armseliges Leben. Für 30 Pfennige die Stunde laufen diese armen menschlichen Zugtiere durchs Land. Dankbar sind sie für jeden Pfennig, den man ihnen spendet.

Im großen und ganzen gewinnt man den Eindruck, daß die Chinesen mit ihrem alten Kaiser alles verloren haben, ihre Zuversicht, ihre Ziele, ihre Religion, alles. Der Kaiser, der Himmelssohn, der für sein Volk opferte und betete, der, ihrem Glauben nach, alle ihre Sünden und Gebrechen auf sich nahm, der am Altar vor dem Himmelstempel betete und sie dadurch schützte vor jedem Ungemach, ist nicht mehr. Mit ihm fiel auch die Zuversicht, das Streben, der Glaube. Haltlos schwankt das Volk hin und her. Tatenlos sieht es die Heiligtümer in Trümmer sinken. Noch weiß man nicht, was die Zukunft bringen wird.

Doch so arg auch der Verfall Pekings dem Besucher vor Augen tritt, ist doch der Gesamteindruck nicht so erschreckend, ja abstoßend, wie in Schanghai, wo Verbrechen und Laster schon alles zersetzt zu haben scheinen. Hier in Peking begegnet man wenigstens der Opiumpest mit eiserner Strenge. Eine Hinrichtung wegen Gesetzesübertretung ist da fast eine alltägliche Sache. Nach dem Theaterbesuch wollten wir unsern Führer bestimmen, uns nun noch in eine Opiumhöhle zu führen, wie sie Herren und Damen unserer Gesellschaft in Schanghai besucht hatten; der Führer aber erklärte, diese Bitte nicht erfüllen zu können. Wir glaubten, aus uns unbekanntem Gründen, hörten dann aber aus unterrichteter Quelle, daß es in Peking tatsächlich keine Opiumhöhle mehr gäbe, den Besitzern solcher Lokale drohe Todesstrafe. Die Köpfe der Hingerichteten würden dann auch noch öffentlich ausgestellt. Und das scheint denn doch abzuschrecken. So kamen wir nicht dazu, Chinas Opiumhöhlen kennenzulernen.

Der Wunsch, den Sommerpalast, das von der Kaiserin-Mutter Dagowar Anfang dieses Jahrhunderts mit einem Kostenaufwand von 50 Millionen Dollar angelegte Märchenreich, möglichst allein zu genießen, ließ uns am andern Tag alle Müdigkeit vergessen. Bereits früh um 7.30 Uhr brachen wir im Auto dorthin auf. Die Straße ist denkbar schlecht. Es ist der Anfang des alten Weges, der einst von Peking 42 englische Meilen, also beinahe 70 Kilometer weit, zu den Minggräbern führte. So sieht man noch heute überall die weißen Marmorplatten, etwa zwei Meter breit, wie einen Bürgersteig an der Seite der Straße entlanglaufen, selbst über Brücken hinweg. Unsere armseligste Landstraße kann sich spielend mit dieser messen; so schlecht ist sie, daß man für die zwanzig Kilometer Entfernung 1¼ Stunde Autofahrt braucht. Man sieht von weitem an einem Hügel aufsteigend die Palastanlagen, davor liegt ein See und nördlich erscheinen graue Kasernen, die viel Militär bergen.

Leider sind die Baulichkeiten nur in Holz gearbeitet. Farbe und Lack sind heute schon verwittert. Aber alles ist zierlich. Große hohe Paläste gibt es auch hier nicht. Man baut in China nur 99 Fuß hoch, denn darüber ist das Reich der Geister. Die Anlage ist entzückend. Zwar sind hier Anilinfarben verwandt, die scharf und hart sind, auch ist der Stil in den Häusern durch kleine Entgleisungen, europäische Glastische usw., oft nicht mehr rein – die Häuser sind teils bewohnt, teils als Museum verwendet – aber das Ganze ist doch ein schönes Bild.

XVIII.

Frühmorgens kurz nach 7 Uhr bestiegen wir einen Sonderzug, um die Fahrt zur Chinesischen Mauer anzutreten. Vier Stunden lang ging es nordwärts.

Trostlose Oede umgab uns. Ringsum Schneemulden und mit Eis überkrustete kleine Wassergirnsel. Hier oben war der Winter noch nicht abgezogen. Schmutzige, vermummte Chinesen mit ebenso schmutzigen, zerfetzten Tragstühlen und armen kleinen Eseln erwarteten uns, um unsere Gesellschaft zum Fuß der Mauer hinaufzubefördern. Heftig wehte der Sturm von den Bergen herab. Es war eisig kalt. Nach einer halben Stunde war die Stelle erreicht, von wo man zu Fuß zur Großen Mauer vordringen mußte. Eine ungeheure Anstrengung! Ich brachte es nur bis zum ersten der Wachttürme. Der Sturm raubte einem den Atem. Die Aussicht aber war überwältigend.

Diese Mauer ist wirklich eins der Weltwunder. Chin Shih huan g errichtete sie im 3. Jahrhundert v. Chr. als Schutzwall gegen die von Norden vordringenden feindlichen Horden. Seine Nachfolger führten das Werk fort, und lange schützte die Mauer das Reich. Sie besteht teils aus Erdwällen, teils aus Granitblöcken, und erreicht stellenweise eine Höhe von 11 Meter bei einer Breite von 7,5 Meter. 25 000 Wachttürme sind über die ganze Mauer verstreut, ein Riesenbauwerk, woran viele Tausende von Menschen gearbeitet haben, und zwar in einer öden Landschaft, die ihnen weder Wasser noch Nahrung bot. Aber die Zeit, die alles Menschenwerk überholt, machte auch dieses Bollwerk nichtig. Die Mandschus, gegen die in erster Linie dieser Schutzwall gedacht war, gewannen die Herrschaft über China. Die Mauer verfiel. Wir aber stehen noch heute voll Bewunderung vor diesem Werk, über das die Stürme zweier Jahrtausende dahinbrausten und das nach uns Kommende wiederum nach solchem Zeitabschnitt noch sehen werden, gewiß mit gleichem Staunen.

Durch den Paß von Nankou drängt sich auch heute noch der Verkehr, der China mit Sibirien verbindet. Zwischen Nankou und Kalgan ist der Durchgang der Karawanen. Heute, wie vor tausend Jahren, ziehen sie da ein und aus, denn viele hundert Kilometer weit schneidet die Mauer den Weg über die Pässe ab.

Leider war ein längeres Verweilen bei der Mauer wegen des eisigen Sturmes nicht möglich. Nur zu bald mußten wir umkehren, um wieder hinunter und in unseren Zug zu kommen. Solange noch ein Stück der Mauer zu sehen war, haftete der Blick daran. Ein unvergeßlicher Eindruck wird davon bleiben fürs ganze Leben.

Von Ching-Lung-Chao führte uns die Bahn zurück nach Nankou. Eine Mauer von gaffenden Menschen umstand die auf uns wartenden Autos. Wir stiegen ein, um die Fahrt zu den Ming-Gräbern anzutreten.

Nankou, einst die berühmte Hauptstadt Chinas, ist jetzt ein elendes Ruinenfeld. Während der Taipingrevolution war hier der Sitz der Rebellen mit dem Gegenkaiser. Nach mehrwöchentlicher Belagerung wurde Nankou am 19. Juli 1864 von den Regierungstruppen genommen. Binnen drei Tagen wurden dabei tausende hingemordet. Alles wurde verwüstet und dem Erdboden gleichgemacht. Das einzig Unzerstörbare war die Ringmauer, die auch heute noch steht, obgleich sie als Steinbruch dient.

Erhalten sind noch die weit außerhalb der Stadt liegenden Ming-Gräber. Der Weg dahin aber ist das furchtbarste, was man sich unter dem Namen „Straße“ vorstellen kann. Ein schmaler Pfad über Geröll, durch Steinhäufen, die wie Schützengräben aufgeworfen sind, auf und ab durch wasserlose Flußbetten, dann ein Stück auf alter, erhaltener Straße mit Marmorquadern, wieder hinunter in eine Furt, zur Seite die Reste einer Marmorbrücke. Im Schritt fahrend, schütterten und sprangen die Wagen dahin. Bald lag einer zerbrochen am Weg. So hieß es denn: Die ganze Kolonne Halt! bis das Hindernis hinweggeräumt war. Vier Ersatzwagen waren schon in Voraussicht des Kommenden mitgenommen worden. Endlich landeten wir am Eingangstor zu den Ming-Gräbern. In einem Tempel steht hier die steinerne Schildkröte, das Sinnbild des Lebens, auf dem Rücken die Gesetzestafel tragend, noch sehr gut erhalten. Dann kommt die breite Straße mit den Riesentieren aus Stein, die den Zugang zu den Kaisergräbern bildet.

An den Hängen gruppierten sich Haine von Nadelhölzern und Zypressen, ein jeder überragt von dem Turm eines Kaisergrabes. Wir besuchten das größte und besterhaltene, auf das die Straße zuführte, und sahen, daß in der Nähe der Verfall erschreckend laut spricht. Ein Tempel, dann ein Hof und zu hinterst der Turmbau über dem Grab.

Drei Stunden Autofahrt zurück bis beinahe nach Nankou, dann südlich ab nach Peiping ließen uns endlich müde, lahm und zerschlagen um 8 Uhr im Hotel landen. Uebrigens führte die Straße, die wir benützten, früher noch weiter als bis Peiping. Die Minghauptstadt lag südlicher. Ihre letzten Reste sind im Boxeraufstand dem Erdboden gleichgemacht worden.

Der Nachmittag des letzten Tages in Peking galt noch Besuchen in der Stadt. Der Abend aber brachte uns etwas ganz Besonders, eine Einladung zum Abendessen in dem chinesischen Gasthaus Dung Ching Lo.

Ching heißt der Besitzer, Dung heißt Ost, Lo das Gasthaus. Wir sind den letzten Abend also zu Herrn Ching in sein im Osten von Peiping, dem vornehmen Viertel, gelegenes Wirtshaus speisen gegangen. Und nun aufgepaßt! Es steht eine Schilderung all der sagenhaften chinesischen Leckerbissen in Aussicht!

Zuerst das Aeußere: Das Gasthaus ist das beste von Peiping und zweihundert Jahre alt, was von der Güte der Küche zeugt. Das Vorderhaus zeigt nach der Straße Erdgeschoß und ein Stockwerk, davor eine gute Lichtreklame durch Laternen, selbstverständlich jetzt elektrisch. Man hebt wieder seine Beine über die hohe Schwelle und steht in einem ganz dürrtigen Raum, im Flur neben der Küche. Vorsicht ließ uns keinen Blick ins Innere tun, denn man kann nie wissen! Und wir wollten doch essen und alles kosten!

Kaum saßen wir, so erschien der Boy mit Obst und Tee. Das Obst stellten wir zunächst einmal zurück. Der Tee wärmte uns recht angenehm. Im übrigen merkten wir, daß die Tafel bereits gedeckt war, denn jeder hatte vor sich eine winzige Untertasse, die den Eßsteller bedeutete. Daneben lagen ein mittelgroßer Suppenlöffel und zwei Elfenbeinstäbe mit Silberenden, denn wir waren in einem sehr feinen Lokal, was noch bestätigt wurde durch eine silberne Mokkatasse in Puppenformat für jeden von uns. Wir wurden unterwiesen, dies wären die besonders vornehmen Becher des Herrn Ching für den Chungdjo, den Gelbwein, die beste Sorte seines Reisweins. Auf ein lautes „Eiiii“ erschienen vier Platten auf einmal. Da gab es die berühmten, angeblich 100 Jahre vergrabenen Eier. Sie waren längs in Fünftel geteilt, das Gelb sah beinahe schwarz aus, das Weiße bräunlich und durchscheinend wie Gallerte. Es sind Soleier. Ihr Geschmack ist eigenartig, aber gut. Ich hatte Mut zu mehreren. Dann sahen wir Schinkenscheiben, gepökelt und gekocht, aber so scharf, daß ich nur eben der Wissenschaft wegen kostete; sie waren messerrückendünn. Weiter reichte man – ja was? Nudeln aus Agar-Agar (zubereitete Algen), urteilte ich. Wenigstens waren sie so weiß und schleimig. Man hatte sie mit rohen Gurken garniert, und sie schmeckten sehr gut. Und zu guter Letzt fehlte nicht ein vorzüglich geräucherter Fisch. Gleichzeitig erschien eine kleine Kanne (etwa $\frac{3}{4}$ Liter) warmer Chungdjo. Es war Ehrensache, die kleine Silbertasse auf einen Zug zu leeren. Der Reiswein schmeckt wie warmer, saurer Mosel und gibt keinerlei Rausch oder Schwere, obgleich man zu dem schweren Essen in den langen Pausen viel zu trinken pflegt.

Das Stäbchenessen ging so leidlich. Wir waren nur nicht gewandt genug, die Lippen nicht damit zu berühren. Im übrigen wurde Flüssiges mit dem Löffel herausgeholt, z. B. bei den Nudeln.

Bei den Chinesen legt der Hausherr fortgesetzt vor, der Gast erhebt sich leicht von seinem Stuhl, legt die Hände auf die Brust und dankt. Was nicht hindert, daß er so lange vorgelegt bekommt, bis er „rülpst“. Das zu üben, hat uns einige Mühe gekostet.

Nach den vier Vorspeisen und einer Pause für Reiswein und Wettspiele, die dem Chinesen sehr wichtig sind, gab es Vogelnestersuppe. Das sind gallertartige Fäden in guter Brühe, geradezu vorzüglich. Wir fuhren alle flott mit unsern Löffeln hinein, und die Schüssel wurde ganz leer. Nächster Gang: Gemüse, eine besondere Art Kartoffeln und ein grünes Kraut, aber nicht Petersilie, in Fett gebacken. Hierauf Reiswein zur Erholung, um gerüstet zu sein für die berühmten Taubeneier. Auch hier ist das Weiße wieder gallertartig, aber das Gelbe unverändert. Sie schwimmen in einer braunen, süßsauerlichen Tunke wie „Verlorene Eier“ und schmecken auch so.

Und was wird uns jetzt hingestellt? Ist es vielleicht gekochter Schweizerkäse? Dem Geschmack nach könnte es so sein, aber es ist entbeintes Huhn, so weich gekocht, daß überhaupt keine Fleischfaser und kein Fleischgeschmack bleiben. Alle Bissen sind so zerkleinert, daß am Tisch nichts mehr zu schneiden ist. Wir haben ja auch keine Messer.

Nun erst bringt man den Fisch. Er ist zwar im ganzen in schwimmendem Fett gebraten, aber vorher sind schon Bissen abgeteilt worden, die jetzt mit den Stäbchen leicht abzuheben sind. Der Geschmack ist gut, wie der ausgebratener Gänsegrieben, aber der Fisch ist leider auch ebenso fett. Darauf gibt es zarte Entenleber.

Nach einer Reisweinstärkung wird die Pekinger Spezialität, eine schön braun gebratene Ente, unzerteilt

gezeigt, um dann geschnitten mit trockenen Pfannkuchen, süßlichbrauner Tunke und Lauch aufgetragen zu werden. Nun packt man sich einen Pfannkuchen auf die Hand, belegt ihn mit zwei bis drei Entenstücken, tut ein Stück Lauch darüber und etwas von der braunen Tunke, wickelt alles wie eine gefüllte Plinse zusammen und beißt hinein. Zuletzt wird der zerteilte Entenkopf gereicht, als Abschluß der fetten, sättigenden Gerichte. – Zwei Suppen folgen noch, eine Fischsuppe und eine Krautsuppe. Und endlich kommt, sozusagen als Süßspeise, eine dritte, süße Suppe von Lotoskernen.

Noch heute denke ich mit Behagen an die vielen Genüsse dieser Tafel. Der als Magenschluß gebotene Reis – falls jemand doch noch Hunger haben sollte! – wurde natürlich verschmäht, dafür aber das Obst herangeholt und eine Tasse Tee dazu, die durch ein bis zwei Akazienblüten gesüßt und aromatisch gemacht wurde.

Mit diesem Abendessen endeten unsere Erlebnisse in Peiping und in China überhaupt.

Unser Schiff warf früh im Morgengrauen Anker vor Chemulpo (Korea). Um 8 Uhr waren die Fahrtteilnehmer schon auf dem Dampfer, der uns durch die Schleusen zum inneren Hafen brachte. Die herbe Frische eines wundervollen Vorfrühlingssonntags scheuchte die letzten Spuren von Müdigkeit hinweg, und mit neu erwachter Aufnahmebereitschaft betraten wir koreanischen Boden. Welche heißumstrittene Erde! Tausende haben ihr Leben um den Besitz dieses Landes geben müssen. In Erinnerung dürfte noch der für Japan siegreiche russisch-japanische Krieg sein, der Korea endgültig in den Besitz des aufstrebenden Inselreichs brachte. Damit war der Grund gelegt zu Japans weiterer Ausbreitung auf dem Festland, die sinngemäß zu den Kämpfen um die Mandschurei und Nordchina führte, deren Zeugen wir heute sind.

Ein Sonderzug brachte uns zur Hauptstadt des Landes, Keijo oder Seoul genannt. Die kurze Fahrt von wohl einer Stunde führte durch ein mit Fleiß bestelltes Land: allenthalben Reiskulturen, Obstplantagen und Getreidefelder, aber alles noch im Winterschlummer, des Frühlings harrend. Die Behausungen der Bevölkerung erscheinen sehr ärmlich: mit Stroh gedeckte Lehmbauten, ganz unregelmäßig in die Landschaft verstreut. Hier fehlt doch noch die ordnende Hand, die wir in dem Hauptort schon stark spürten. Bald werden im Weichbild von Keijo Hütten und unscheinbare Häuschen verschwunden sein, um der neuen, modernen Stadt Platz zu machen. Breit angelegte Straßen und schöne Regierungsgebäude geben schon den Auftakt dazu. Ordnung und Sauberkeit herrschen und verraten das Umsichgreifen japanischer Kultur.

In dem erst so verhältnismäßig kurze Zeit unter Japans Einfluß stehenden Korea spürt man in dieser Weise schon überall die verschönende Hand eines kraftvollen Volkes. Welcher Unterschied zwischen den weit herrlicheren, aber verfallenen Tempeln Pekings und dem alten Seoul! Die Paläste hier können nicht wetteifern mit den Prachtwerken aus der chinesischen Kaiserzeit, haben aber vor ihnen voraus, daß man sie zu erhalten bestrebt ist. Hier wachsen auf den Dächern der Tempel keine Bäume, kein Gras. Kein Ziegel fehlt, alles ist so ausgebessert, daß der schöne Eindruck ungemindert erhalten blieb. Pietätvoll hütet und pflegt man die Wohnstätte des letzten Herrschers, die Tempel und Tore der Stadt.

Wundervoll, wie alle überlieferten Volkstrachten, ist auch die der Koreaner. Weiß zu tragen, ist den Bürgern vorgeschrieben. In langen Röcken über weißen Beinkleiden, die am Knöchel zugebunden sind, gehen die Männer, die Frauen in weiten weißen Röcken mit Jacke. Bunte Farben sind lediglich dem Adel vorbehalten. Originell ist die Kopfbedeckung der Koreaner: ein kleiner schwarzer Zylinder aus Roßhaargeflecht ist auf einer Kappe befestigt, die von einem Gummiband gehalten wird. Die Frau hat als Kopfschmuck eine kleine bunte Haube, ähnlich einer Krone mit Stickerei. Da wir gerade an einem Feiertag hier eintrafen, konnten wir viele der Bewohner in ihrer Volkstracht bewundern.

Im Chosen-Hotel wartete nach dem Mittagessen eine Vorführung koreanischer Tänze auf uns. Diese Tänze sind religiöser Art, und bestehen aus sehr ruhigen Bewegungen zu einer Begleitmusik, die leider ebensowenig zu sagen weiß, wie jene selbst. Die Tänzerinnen sind zwar sympathische Erscheinungen, vermögen aber nicht entfernt die Begeisterung zu wecken, wie wir sie bei ähnlichen Vorführungen in den Tropen erleben durften. Die langsamen Bewegungen ermüden. Einige Zuschauer waren wirklich eingeschlafen, für mich ein Beweis, daß nicht ich allein die Vorstellung langweilig fand.

Die Zeit zum Abschied war gekommen, er fiel uns diesmal nicht so schwer wie an manchen anderen Orten. Mit unserem Sonderzug kehrten wir zum Heimatschiff zurück, das uns nun in zwei Tagen nach Nagasaki bringen soll, von wo ich hoffe, viel Neues berichten zu können.

XIX.

Japan, das geheimnisvolle Land, ist erreicht. Noch vor fünf Jahren soll man von den Deutschen, die hier landeten, Fingerabdrücke genommen haben. Ob es wahr sein mag? Der Mythen sind gar zu viele.

Wir wurden jedenfalls überall freundlich empfangen. Das Land ist paradiesisch schön. Nagasaki liegt märchenhaft, und die beginnende Blütenpracht erhöht noch den Zauber der Landschaft. Unser Ausflug hinauf auf den Kara-hachi-kei-Hügel im Frühlingssonnenschein über grünende, blühende Hänge versetzte uns immer und immer wieder in staunende Bewunderung. Die Kirschen beginnen zu blühen; aber wie blühen sie hier! Wie Rosen so groß die gefüllten, tiefrosa leuchtenden Blüten. Wir kennen diese Art nicht; das milde, feuchtwarme Seeklima Japans zeitigt natürlich ganz andere Blüten, als bei uns gedeihen. Traumhaft schön ist der japanische Frühling, und man kann begreifen, daß das ganze Land wie in einem Rausch lebt zur Zeit des Kirschblütenfestes. Der Fremde, der Augen und Sinne auf tut, lernt den Glauben verstehen, der die Japaner so innig mit einer Natur verbindet, in der sich die Gottheit in solcher Schönheit offenbart. Alle Gebräuche des Shintoismus und des japanischen Buddhismus, der ein ganz anderer ist als der indische, wurzeln in der Natur. Als Stammutter des japanischen Herrschers, der der Bruder auch des ärmsten Untertanen ist, erscheint die Sonnengöttin. Als Einheit empfindet sich das Volk, das seit 2600 Jahren zusammensteht, ununterbrochen sich selbst erzieht, den heiligen Boden des Vaterlandes schützt und behütet mit Opfern an Gut und Blut, den Boden, der noch nie erfolgreich von Feinden betreten wurde. Mit Liebe hängen alle Japaner an ihrem Vaterland, das sie frei und rein zu erhalten streben, wie ihre Ahnen es ihnen hinterließen. So soll es auch auf ihre Kinder übergehen.

Das Wort Shintoismus stammt vom japanischen „Shin-tao“ und bedeutet soviel wie „Der Weg zu Gott“. Die Japaner behaupten, diese Glaubensform sei im 7. Jahrhundert v. Chr. entstanden. Nach den heiligen Büchern und Sagen war damals der Anfang der Welt; damals gebar die Sonnenkönigin Amaterasu den ersten Mikado Jimrau Tenno.

In den Shinto-Tempeln sind keine Götterbilder zu finden, vergöttlicht aber werden tausend Dinge, auch Bäume, Felsen usw. So genießt der Fujiyama, der heilige Berg, den der Japaner gewöhnlich den hochgeehrten Herrn Fuji nennt, göttliche Verehrung.

Die Japaner sind liebenswürdig, zuvorkommend und stets hilfsbereit. Sie sind wunderbar feinfühlig, haben Herzenstakt und sind rücksichtsvoll in jeder Hinsicht. Sie achten seelische Grenzen, die man nicht unaufgefordert überschreitet; werden aber diese Gesetze übertreten, so gibt es kein Verzeihen.

Noch heute werden alle wichtigen Ereignisse und Bekanntmachungen im Tempel zu Ise verkündet. Ein Beweis dafür, daß der alte Ahnen- und naturglaube nach wie vor im Volke lebt und Staatsreligion ist wie vor Jahrtausenden.

Die japanische Kultur ist nicht ursprünglich, nicht bodenständig. Sie ist im Grunde chinesischen Ursprungs, mit indischen, auch griechischen und neuerdings westeuropäischem Einschlag. Ehe die Schriftzeichen und die Bildung Chinas (um 400 n. Chr.) über Korea nach Japan kamen, war das Inselreich ein kulturarmes Land, das nicht einmal eine Schriftsprache besaß. Dann freilich haben die Japaner das chinesische Geistesgut nicht nur überraschend schnell aufgenommen, sondern auch auf allen Gebieten geschickt ausgebaut. Namentlich in der Malerei, der Plastik und der Baukunst kann Japan beachtliche eigene Leistungen aufweisen.

Ueberhaupt kommt man bei näherem Zusehen zu folgendem Ergebnis: Auf den ersten Blick mag die japanische Welt als eine leicht abgewandelte Kopie der chinesischen erscheinen. In Wahrheit bestehen grundlegende Unterschiede, die sich vor allem im sozialen Aufbau beider Völker offenbaren.

Der chinesische Staat stützte sich seit je auf ein vornehmlich literarisch gebildetes Beamtentum. Der Beruf des Soldaten stand dort in geringem Ansehen. Der Gelehrte galt als der ideale Menschentyp. Die Japaner dagegen sind schon immer Krieger gewesen. Bereits als der erste Ansturm der Abendländer die Küste Japans berührte, waren ritterliche Tugenden wie Mut und Treue für den Herrscher durchaus lebendig in der sozialen Oberschicht Japans. Ferner war Japan schon immer in viel höherem Maße als China ein straff zusammengefaßter Einheitsstaat. Daher war es auch ganz anders darauf vorbereitet, seine Selbstverteidigung in die Hand zu nehmen.

Nun aber rüttelt eine neue Zeit mächtig an den Grundpfeilern, auf denen das Gebäude des japanischen Volkstums ruht. Mit der Ausbildung einer modernen Kriegsmacht war notwendig die Schaffung einer Industrie nach europäischem Vorbild verbunden. Die Industrialisierung aber förderte die Auflösung des alten japanischen Familienlebens, ebnete die Bahnen für das Vordringen abendländischer Lebensformen und Gedankengänge. Die japanische Jugend von heute steht unsicher und zwiespältig zwischen ihrer Ehrfurcht vor alter Ueberlieferung und dem Ehrgeiz, das berauschte Neue aus Europa und Amerika zu übernehmen oder gar zu überbieten. Eine Verschmelzung beider Strömungen scheint undenkbar, weil sie zueinander im Gegensatz stehen wie Feuer und Wasser. Und so muß die Zukunft lehren, wohin die Entwicklung führen wird.

Das Alte liegt den Japanern tief und schwer im Blut. Noch immer lebt das Heroische in ihnen. Die Gebräuche der Vorfahren sind nicht ausgestorben, auch das *Harakiri* lebt noch. In aller Erinnerung dürfte noch der durch *Harakiri* herbeigeführte Freitod des Marschalls *Nogi* sein, des Helden von *Port Arthur*. Die Tat geschah im Jahre 1912. Der Selbstmord als Opfer der Persönlichkeit ist ein Begriff, den schon die Antike kannte. Er gilt aber auch dem Japaner als Zeichen höchster Tugend und Bewährung. Man denke an das lenkbare Torpedogeschoß, worin ein Mann eingeschlossen ist, um den Schuß sicher zum Ziel zu führen. Er findet unweigerlich den Tod dabei. Wie viele japanische Soldaten hatten sich dazu freiwillig gemeldet!

Andererseits aber zersetzt die Zivilisation der Neuzeit die alten Sitten und Gebräuche. Heute fährt die Kaiserin im Auto zum Ahnentempel und trägt moderne Pariser Kleider, in denen die Japanerin leicht zur Karikatur wird. Sonst aber schreitet die japanische Frau noch in ihrem herrlichen *Kimono* einher, woran der *Obi* (Gürtel) besondere Beachtung verdient. Bei seiner Wahl trägt die Japanerin nicht nur der jeweiligen Jahreszeit Rechnung, sondern auch ihrer Stimmung.

Es wäre noch so viel zu sagen über Japan und die Japaner, aber Raum und Zeit mangeln. Dagegen war es nötig, diesen kurzen Ueberblick zu geben, um die Sitten und Lebensformen des Volkes verständlich zu machen, von dem im nächsten Bericht noch weiter die Rede sein wird.

Schließen möchte ich heute mit einem Hinweis darauf, daß auch der Japaner das Hakenkreuzzeichen, die *Swastika*, kennt. Es erscheint hier an heiligster Stelle im Sonnentempel in *Ise* und in 118000 Heiligtümern des Landes bis zum Dorftempelchen und zur Feldkapelle. Möchte es auch in unserer Heimat Jahrtausende überdauern wie hier!

XX.

Zum ersten Male auf der ganzen Reise konnte unser Schiff die vorgeschriebene Zeit nicht einhalten. Starker Nebel nötigte es, in der Nacht die Fahrt einzustellen und so erreichten wir *Beppu* einen halben Tag später als vorgesehen.

Der Empfang in *Beppu* war einzig schön. Der ganze Hafen prangte im Schmuck der Kirschblüten. Schulkinder standen am Wege und sangen zu unserer Begrüßung. In keinem der vielen Häfen, die unser Schiff anlief, hat man uns so bewillkommnet. Das japanische Volk ist so freundlich, daß man ihm gut sein muß. Wieder, wie tags zuvor, hatten wir Sonnenschein, wenn auch noch feine Dunstschleier die herrliche, von Bergen umsäumte Bucht einhüllten. Schwer und ernst lag ein mächtiges japanisches Kriegsschiff im Hafen. Es feuerte zum Empfang Raketen in die Luft, die oben platzten und die Flaggen der verschiedenen Nationen niederschweben ließen. Für uns erschien die schwarzweißrote, nicht auch die Fahne mit dem Hakenkreuz. Vielleicht hat man bei der Herstellung der Raketen nicht daran gedacht, daß man uns damit eine noch viel größere Freude gemacht hätte.

Hier in *Beppu* begrüßte uns der wundervollste Frühling. Azaleen, Rhododendren, Kamelien und zahllose Frühlingsblumen mischten sich in die Kirschblütenpracht. Das satte, üppige Laub der Bäume wetteiferte mit dem zarten Grün der Reisfelder, die kurz vor der Blüte standen. Alles Land ist hier ausgenützt und in sorgsamer Pflege. Das bedingt der knappe Nährboden Japans.

Ein herrlicher, sonniger Morgen brach an am nächsten Tage. Die schönste aller japanischen Inseln, die den Japanern heiligste, *Miyajima*, lag vor uns. In einer Nachtfahrt war sie erreicht. Ein Sonderdampfer übernahm die Fahrgäste der „*Resolute*“ und brachte uns alle zur Insel, die noch von zartem Morgenduft

umhüllt war. Auf der halbstündigen Fahrt vom Heimatschiff hinüber hingen aller Augen an dem vor uns liegenden herrlichen Eiland, das einem Böcklinbild gleicht. Man vermutet dort den Heiligen Hain, der sich dann auch wirklich offenbart.

Berühmt ist Miyajima durch das „Wassertor“, einen stilvollen Bogen mitten in den Fluten, eine uralte Kultstätte. Es steht als Wahrzeichen vor der Insel. Dahinter streben die bewaldeten Berge empor. Sie bergen in ihren Wäldern unter Blüten- und Laubbäumen halb versteckt ehrwürdige Tempel und Heiligtümer.

Auf dieser parkartig angelegten Insel mit ihren Heiligtümern lernt man so recht die Gartenkunst der Japaner würdigen. Wie hier auf der Insel im großen, so fühlt man auch in der kleinsten Gartenanlage, daß diese Gartenkunst das Ergebnis tiefgläubigen Naturgefühls ist. Es ist ein machtvolles Ausstrahlen feinsten Naturempfindens, das seinen Höhepunkt in den Tempelanlagen erreicht. Sie sind Plätze andachtvollen Träumens, verklärten Friedens, Meisterwerke unbewußter Formenschönheit, anerzogenen Kunstsinns durch Generationen seit uralter Zeit.

Daheim hat man von Japan im allgemeinen nur die Vorstellung, die uns etwa die Oper „Madame Butterfly“ gibt. Danach sind es die Geishas, der Kern des Butterfly-Idylls, die Kirschblüten und die Kimonos, die für unsere Begriffe Japan ausmachen. Vielleicht gesellt sich diesem äußerlichen Bild noch die billige Lackware hinzu, die in Europa als Massenartikel auf den Markt kommt und nichts mit der hohen Kunst zu tun hat, die in Japan tatsächlich bei der Herstellung von Lackwaren zum Ausdruck kommt. Wir hatten Gelegenheit, eine Lackwarenfabrik kennenzulernen. Man kann sie mit unserer Meißner Porzellanmanufaktur vergleichen. Künstler ersten Ranges entwerfen die Bilder und übertragen sie in jahrelanger Arbeit auf Gegenstände, die wegen ihrer Kostbarkeit durchaus nicht allgemeine Handelsware sind. Vom Kaiserhaus waren Bestellungen in Arbeit, von deren Schönheit wir keine Vorstellung haben. Der Lack wird immer und immer wieder der Hitze ausgesetzt und geschliffen. Dann werden die feinen Goldornamente eingesetzt, Hantierungen, die Jahre beanspruchen. Wir sahen einen Kasten, der zu einem kaiserlichen Auftrag gehörte. Er hatte drei Jahre Arbeitszeit beansprucht; der Preis war 12 000 Yen (ein Yen jetzt bei der Entwertung 80 Rpf., sonst 2 RM.). Und wie hier im kleinen, so ist es auch im großen. Die landläufigen Vorstellungen von Japan stimmen nicht.

Die Kirschen blühen dort so wie bei uns etwa die gefüllten Kletterrosen. Was unsere Frauen als Kimono tragen, trägt keine Japanerin besserer Kreise. Hier erfordert jedes Alter, jeder Stand, jede Gelegenheit ihr Gepräge, den besonderen Kimono mit dem dazugehörigen Obi, dem Gürtel, der nicht nur dem Anlaß des Tragens, sondern auch der jeweiligen Stimmung der Trägerin entsprechen muß. Die Dame trägt den eigens für sie hergestellten Schnitt mit dem Abzeichen ihrer Familie, einer Blume, einem Ornament usw. im runden Felde. Solche Stücke kommen ebensowenig in den Handel, wie die feinen Lackwaren. Und wie mit den Kirschblüten und den Kimonos, so ist es auch mit den Geishas. Auch da machen wir uns ein falsches Bild.

Die Geisha darf nicht mit den einfachen Dienerinnen in den chinesischen Teehäusern verwechselt werden, sie ist ganz Dame und muß vor allem gebildet sein. Sie ist dazu da, die Gäste im Teehaus zu unterhalten. Sie muß auf allen Gebieten zu Hause sein: Musik, Literatur, Sprachen, Philosophie, auch Tanz sind Hauptbedingungen, und sie muß der Teezeremonie vorstehen und sie leiten können, eine Sache, die ich später noch berühren werde.

Geisha kann nicht jedes Mädchen werden. Schönheit und Klugheit sind die ersten Voraussetzungen, ohne die kein Mädchen hoffen darf, in eine Erziehungsanstalt für Geishas aufgenommen zu werden. Die Geisha im Teehaus ist oft Vermittlerin bei Geschäften der Männer. Sie wird je nach ihrer Leistung dafür bezahlt.

Worin diese Leistung etwa besteht, erhellt vielleicht folgende Erwägung. In Japan gilt es als grobe Unhöflichkeit, eine Frage mit einem „Nein!“ zu beantworten. Ebenso unhöflich aber erscheint es, eine Frage zu stellen, die ein „Nein!“ erwarten läßt. Und der Japaner ist grundsätzlich nicht unhöflich. Ob da nicht oft eine taktvolle Frau, wunderbar ausgleichend, zwischen den Verhandlenden vonnöten ist?

Dem unverheirateten Manne würde es verübelt, wenn er im Geishahaus verkehrte. Es würde ihm die Heirat mit einem Mädchen aus alter Familie unmöglich machen. Dem verheirateten Manne aber ist es erlaubt, sich eine Geisha zu halten, je nach seinen Vermögensverhältnissen. Die dafür aufgewendeten Summen werden sogar öffentlich genannt und verschaffen dem Mann ein gewisses Ansehen.

Hier sei anschließend gleich noch einiges über die Stellung der Frau in Japan gesagt: Heute noch ist die verheiratete Japanerin ausschließlich ans Haus gebunden, wenn man ihr auch nicht, wie vielfach noch in China, die Füße verunstaltet, um sie an schneller Fortbewegung zu hindern. Diesem Zweck diene nämlich die Verkrüppelung einst, nicht der Züchtung schöner Füße, wie vielfach angenommen wird. In China sahen wir noch viele dieser armen Wesen, in Japan dagegen nicht eine einzige. Die japanische Frau ist ein erster Linie Mutter und treuer Hausgeist. Als Mädchen wird sie sorglich für diesen Beruf erzogen. Wenn auch ein Mädchen bei der Geburt den Eltern nicht so viel Freude macht, wie ein Knabe, so steigt doch später ihr Wert, wenn sie ein schönes Kind ist und sich gute Eigenschaften bei ihr entwickeln, die durch die Erziehung noch gepflegt werden. Alle Mädchen aus guter Familie müssen bei den Geishas Musik erlernen. Dort wird vor allem das beliebteste Instrument, das Koto, gespielt, eine Art Harfe, ferner auch das Schamisespiel. Dann gibt es aber auch noch Tanzunterricht. Freilich handelt es sich hier um eine ganz andere Art Tanz als bei uns, denn die vornehme Japanerin alten Stils läßt sich von keinem Mann beim Tanz berühren. Die Damen tanzen unter sich wundervolle, graziöse Tänze, wozu auch der Kirschblütentanz gehört, auf den ich später zurückkomme. Außer in diesen Künsten unterweist die Geisha das junge Mädchen darin, wie es seinen künftigen Gatten zu bedienen hat, denn die Frau ist seine erste Dienerin bei Tisch. Er speist allein und sie bedient ihn knieend. Diese Pflicht übt auch heute noch die Mutter bei dem erwachsenen Sohn aus, wenigstens in Familien, die nach alter Sitte leben.

Wenn im japanischen Haus auch wundervolle Einfachheit herrscht und alle Staubfänger, wie Teppiche und Polstermöbel, fehlen, so macht das Schmücken der Räume mit Blumen doch viel Arbeit. Das japanische Mädchen muß eine Blumenschule durchmachen.

Die Vasen mit den Blumen sind erlesene Kunstwerke. Jeder Monat hat seine besonderen Blumen. Der Hausaltar braucht für jede Gelegenheit und Zeit einen anderen Schmuck; immer wechselt das Kakimono (Wandbild), und die passende Vase mit Blumen. Dazu gesellt sich die Gartenpflege, wohl die schwerste der Künste einer Frau, denn der japanische Garten, mag er auch noch so klein sein, ist das entzückendste Kunstwerk, das man sich denken kann. Es ist ein Märchenreich und ein Gottesreich zugleich, es ist der Haustempel der Japaner. Die Frau aber ist die Hüterin, die Pflegerin dieses Heiligtums.

Man sieht, die junge Japanerin hat viel zu lernen, viel zu können. Sie wird in der Ehe aber auch danach gewertet und bildet nach der Verheiratung den wahren Mittelpunkt der neuen Familie.

XXI.

Zu unserer großen Freude durften wir am 20. April morgens in Kobe noch vor Verlassen des Schiffes einer Geburtstagsfeier unseres Führers beiwohnen. Schiffsmannschaft und Reisende hörten gemeinsam eine Rede unseres Reiseleiters, der ebenso wie die gesamte Besatzung SA.-Mann ist. Neben unseren Hymnen sang die Besatzung noch das Lied der Marine-SA., ein Gelöbnis, auch in der Fremde der Heimat und dem Führer in Ehren zu dienen, das uns tief bewegte.

Als wir von der Feier kamen, standen liebe Freunde, Herr und Frau Fukuhara, schon im Schiff und begrüßten uns mit den in Japan üblichen Verbeugungen – denn Handgeben und Händeschütteln ist dem Japaner unangenehm. Hierauf hatten wir noch einmal die Freude, in einem japanischen Hause, diesmal aber allein, zu Gast zu sein, und hier sollte uns eine besondere Ehrung zuteil werden, die Teilnahme an einer Teezeremonie.

Das idyllische, auf halber Bergeshöhe gelegene Heim der Familie F. ist von einem weiten Garten umschlossen. Natürlich fehlte in diesem Park auch nicht die Ahnenlaterne im lauschigen Grün. Sie darf nicht fehlen, denn sie gibt dem Ganzen erst die Weihe; ein unbeschreiblicher Zauber geht von ihr aus, von dem wir daheim keine Vorstellung haben. Diese Steinlaternen erheben den Garten der Japaner zu einem Heiligtum. Wundervoll muß es sein, wenn am „Bo-Fest“, dem Tage Allerseelen, im ganzen Land die Laternen vor jedem Heim erleuchtet sind. Sie sollen den abgeschiedenen Seelen den Weg zu den Hinterbliebenen zeigen.

Schließlich wurde uns gesagt, daß wir jetzt der Teezeremonie beiwohnen könnten. Glücklicherweise hatten wir darüber gelesen, wie diese besondere Handlung vor sich geht. Es ist ein Akt ernster Sammlung, der bei wichtigen Ereignissen vorgenommen wird, z. B. von Generalen vor der Schlacht. In unserem Fall war

es Willkommen und Freundschaftsbezeugung. Für die Zeremonie ist in jedem besseren Hause ein gesonderter Raum vorhanden, der quadratisch ist und einen direkten Ausgang nach dem Garten hat. Ein Umstand, der mich vermuten läßt, daß von Rechts wegen vorher der Ahnenlaterne ein Besuch abzustatten ist.

Eine 20jährige Nichte übte für uns die Pflichten des Teebereitens. Sie brachte einen anderen kleinen Tisch herein mit den nötigen Gefäßen und Zutaten darauf und kniete sich auf einem Kissen etwas abseits davon nieder.

Unsere junge Japanerin in dem reichen hellen Kimono nahm nun ein rotes Seidentuch von ihrem Tisch und faltete es in bestimmter Weise über ihre linke Hand, für sie selbst eine Gelegenheit, sich zu sammeln und zu beten. Nun wurde mit etwas heißem Wasser aus dem Kessel erst der Faserpinsel gereinigt, dann der Löffel, mit dem man den Tee aus der Büchse nimmt, zuletzt noch die Trinkschale selbst. Erst danach wurde der frische grüne Tee hineingetan, etwas Wasser daraufgegeben und mit dem Faserpinsel schaumig geschlagen.

In unserem Fall erhob sich das Mädchen und reichte die erste Schale auf einem Brokatdeckchen der Hausfrau, da nur sie und wir zwei Gäste den Tee gereicht bekamen. Sonst dürften wohl die Herren zuerst an die Reihe kommen. Nun wurde in einer zweiten Schale Tee bereitet und mir gereicht. Ich hatte gesehen, daß die Hausfrau vor dem Genuß von einer süßen Paste aus Bohnenmehl und Zucker etwas mit dem Eßstäbchen abgehoben und gegessen hatte. Ich tat das gleiche und nahm dann die Schale vorschriftsmäßig nur mit der rechten Hand, wobei der Daumen in die Schale faßt, auf meinen linken Handteller, drehte sie um 90 Grad und trank dann.

Daß wir so vorschriftsmäßig und mit aller Feierlichkeit mittaten, erweckte uns größte Sympathie. Jetzt wurde uns beantwortet, was wir nur fragen mochten. Die Prachtkimonos wurden uns gezeigt, der Schrank mit den Hausaltarpuppen, die Obis (Gürtel) vorgebunden und dergleichen mehr. Dabei erfuhren wir, daß die Abzeichen auf dem Rücken zwischen den Schulterblättern die Familie angeben. Der Kaiser hat die bekannte Chrysantheme. Fukuharas haben drei weiße Punkte. Es ist also eine Art Wappen.

Auch Nara, die einstige Landeshauptstadt, besichtigten wir und unternahmen eine Rickschah-Rundfahrt durch den herrlichen Tierpark. Da lernten wir so recht die rührende Tierliebe der Japaner kennen, der wir auch schon früher in den Tempelbezirken begegneten. Weiter ging es zu dem herrlich gelegenen Kasuga-Tempel, der wie alle Bauten von einem Tempelhain umschlossen ist.

Noch am selben Abend erreichten wir Kyoto, die alte Kaiserstadt mit ihren herrlichen Parkanlagen, die Stadt der Ruhe und Vornehmheit, das japanische Potsdam. Kyoto, gesehen zur Kirschblütenzeit, von Sonne überflutet, ist ein Eindruck fürs Leben. Wer könnte die hängenden Kirschblütenzweige und den Garten des Heian-Tempels vergessen? Die Riesenkampferbäume davor und das Nijo-Schloß selbst, ein altes prinzliches Palais, das jetzt der Öffentlichkeit zugänglich ist! Dessen Malereien freilich werden noch weit in den Schatten gestellt von denen im alten Empfangshaus des Chion-in-Klosters, das wir gleichfalls besuchten. Man darf da ringsherum wandern und in die einzelnen Räume hineinblicken. Die Stimmung der alten Malereien wird sich selbst primitiv empfindenden Menschen mitteilen, sei es – um etwas herauszugreifen – die Eleganz des Kranichzimmers oder die schwere Stimmung der Wintermalerei oder die Duftige der Kirschblüten und Vögel. Wir hatten noch dazu das Glück, einem Gottesdienst in der schönen Tempelhalle beiwohnen zu können, den ein vorlesender Priester leitete, während 200 Priester, je 100 an jeder Seite, mitlasen, alle angetan mit köstlichster Seide und reichstem Brokat, ein Bild, prächtig wie eine Pontifikal-Messe in Rom. Auf die Vorlesung folgte ein feierlicher Umzug der Priester unter dumpfer Musikbegleitung. Das machte auf mich denselben Eindruck wie die Abendmahlsszene der Ritter in Wagners Parsifal.

Uebrigens war das Oberhaupt des Klosters am 13. April, also eine Woche vor unserem Besuch, im Alter von 103 Jahren gestorben. Da nun gerade Kirschblütenfestzeit war, hatte man die Beisetzungsfeierlichkeiten in den Mai verschoben.

Man muß abends durch die Theaterstraße von Kyoto gehen und dort unter dem hängenden künstlichen Kirschblütenschmuck das fröhliche Volk beobachten und noch mehr im Maruyama-Volkspark, dann begreift man ein Stück vom Zauber Japans. Trotzdem neben dem Tee überall Sake, das ist Reiswein, ausgeschenkt wurde, herrschte nur Feststimmung, nirgends war eine Ausschreitung zu beobachten.

Der Kenntnis halber waren wir auch in einigen Kinos, um die Gewandtheit der bekanntesten

japanischen Schauspieler zu studieren. Die auch in Kyoto aufgeführten neuesten europäischen und amerikanischen Filme zogen uns natürlich nicht an. Dagegen haben wir nicht versäumt, eine Vorstellung des berühmten Kirschblütentanzes im Kaburenjo-Theater beizuwohnen. Der Kirschblütentanz wird auf einer Bühne vorgeführt. Vor der Bühne rechts und links, an den Seiten des Zuschauerraumes, sitzen je 12 Geishas, die auf alten japanischen Instrumenten die Tänze begleiten und dabei den Bewegungen der Meisterspielerin folgen.

Die Tänze darf man sich nicht als Rundtänze vorstellen. Alles ist Rhythmus, edelste Bewegung. Der Kirschblütentanz ist eine Art Dankdarbietung für die neu erstandene Blütenpracht des Frühjahrs. –

Doch ich muß eilen, mit der Schilderung meiner Eindrücke in Kyoto zu Ende zu kommen. Zu erwähnen ist vor allem noch Higashi-Hongwanji, die größte Tempelanlage Japans, zuerst um 1600 errichtet. Sie brannte viermal ab. Das letztmal 1895. Als man das Heiligtum wieder aufbaute, gingen die Wogen der Begeisterung so hoch, daß sich die Frauen ihre Haare abschnitten, um Seile daraus anzufertigen, mit denen die schweren Balken hochgewunden wurden. Eines dieser Taue ist 110 Meter lang und 40 Zentimeter stark. Wir sahen diese Taue in der Vorhalle des hölzernen Tempels.

Dann erregte der alte Nijo-Palast unsere Aufmerksamkeit. Ein Bauwerk, ganz in der Art der Bürgerhäuser der vornehmen Japaner von heute, nur daß es mehr Räume enthält als diese. Alles ist schlicht und einfach. Und schlicht und einfach scheint auch das Palais des Kaisers zu sein, das Fremden allerdings unzugänglich ist. Eine hohe Mauer umgibt es, und ein Wassergraben schließt das Ganze ein. Das Palais des Kronprinzen dagegen ist ein modernes Schloß, rein europäisch gebaut und nur von einem Eisengitter umgeben. Den Bau leitete seinerzeit ein Berliner Architekt.

Am andern Tag besuchten wir noch das Heian-Shrines mit seinen schönen Anlagen und dann einen alten Friedhof auf halber Bergeshöhe mit wundervoller bewaldeter Umgebung. Hier ruhen friedlich nebeneinander die Anhänger der verschiedenen Konfessionen. Der Shintoglaube läßt neben sich jede Anbetungsform gelten; Friedfertigkeit und Duldsamkeit sind ihm erste Pflicht.

XXII.

In der Nacht zum Sonntag begann die Eisenbahnfahrt nach Kozu, dem Fuji-san entgegen, dem heiligen Berg der Japaner. Der Fuji-san ist ein Vulkan, doch ist seit 200 Jahren kein Ausbruch mehr erfolgt. Dennoch gilt der Berg als gefährlich. In jeder zweiten Nacht läßt er ein dumpfes Rollen ertönen. Dann bewegen sich wie durch Spuk leichte Gegenstände im Raum. Auch das benachbarte Hakonegebiet, in dem Miyanoshita liegt, mit dem schönen Fujiya-Hotel, ist ein unruhiger Boden.

Ein gütiges Geschick ließ uns den Fuji-san schon früh 5 Uhr im ersten Sonnenschein vollkommen frei von Wolken sehen. Er beherrscht weithin, auf 60 Meilen im Umkreis, die Landschaft. Kein Wunder, denn er ist 3775 Meter hoch. Sein Gipfel ist bis weit hinab mit Schnee bedeckt. Feine, weiße Dampf Wolken entsteigen dem Krater. Und das alles im blühenden Frühlingbild Japans. Der Anblick ist gewaltig.

Von Kozu fuhren wir hinauf nach Miyanoshita und zum Fujiya-Hotel, einer der schönsten Gaststätten der Erde. Nach kurzer Rast folgte die Besichtigung des wundervollen Parks mit den heißen Quellen, die ein großes Schwimmbad speisen, hoch oben am Berg in freier Sonne; auch den berühmten weißen Hahn sahen wir, dessen Schwanzfedern eine Länge bis zu 20 Meter erreichen. Das heißt, der schöne Hahn steht nicht ganz einzig da. Es leben zur Zeit fünf solche Tiere. Sie sind aber eine große Seltenheit, und man züchtet sie nur hier. Sie erreichen bei sorgsamer Pflege ein Alter von neun Jahren.

Nun ging es hinauf in die Berge, über die Paßhöhe hinweg. An den Hängen leuchteten Hunderte von blühenden Kirschbäumen im dunklen Grün der Tannen. Jede Biegung, jede neue Steigung löst eine neue Fernsicht, ein neues, immer schöneres Bild aus. So gelangten wir zum Nago-Paß mit dem unvergleichlichen Blick auf den Fuji und auf den Hakone-See. Ein Eindruck fürs Leben, den kein anderer je überbieten kann.

Ueber den Paß zurück führen wir nach Kamakura, zum Daibutsu (nicht zu verwechseln mit dem von Nara!), gleichfalls einem herrlichen Buddhabildwerk. In erhabener Ruhe, dem ewigen Meere zugewandt, thront die Figur 16 Meter hoch auf ihrem Sitz. Sie ist aus Bronzeplatten geschmiedet, die mit dem Meißel in höchster Vollendung bearbeitet und leicht mit Edelruß getönt sind. Der Ausdruck von Weltüberwindung, Versenkung, wie diese Plastik ihn zeigt, ist einzig. Das Werk stammt aus dem 13. Jahrhundert. Lange

verweilten wir davor, in seinen Anblick versunken. Den Japanern ist dieser Buddha ganz besonders heilig, weil viele Erdbeben alles ringsum zerstörten, aber keines dem Buddha etwas anzuhaben vermochte. Der Daibutsu stand ursprünglich in einem Tempel, den Erdbeben und Feuer vernichteten. Der Gott allein blieb unberührt.

Ganz anders als im Innern des Landes, wo alte Eigenart noch stark lebendig ist in allem, zeigt sich Japan in den großen Städten, besonders in der jetzigen Landeshauptstadt Tokio. Hier mischen sich Europa und Asien. Das Erdbeben 1930 und 1931, das hier arge Verwüstungen anrichtete, machte die Europäer ängstlich und zaghaft, viele verscheuchte es. Ganz anders nahm der Japaner das schlimme Geschehen hin. Das Erdbeben gehört zu seinem Lande. Mit Gleichmut erträgt er in scheinbar unerschütterlicher Ruhe jedes Unglück, das ihm das Schicksal sendet. Die Schäden werden ausgebessert, die Häuser wieder aufgebaut. So erstand auch Yokohama größer und schöner denn je; es ist heute die bedeutendste Hafenstadt Japans.

Fast scheint es, als steigere das Unglück die Arbeitswut der Japaner. Sie haben keinen Sonntag. Nur am 1. und 15. im Monat ist Feiertag. Täglich arbeitet man neun bis zehn Stunden. Eine gesetzliche Regelung gibt es nicht. Das Einkommen des ungelerten Mannes bis zum Alter von 20 Jahren beträgt pro Tag 80 Sen, von da ab bis zum 35. und 40. Jahr steigt der Lohn auf 2 bis 2,50 Yen. (100 Sen = 1 Yen, wobei 1 Yen ursprünglich 2 RM. galt, jetzt allerdings nur 80 Rpf.)

Bei diesen niedrigen Löhnen, die der Industrie zugute kommen, wird diese von der Regierung auch noch in jeder Weise unterstützt. Aus diesen Tatsachen erklärt es sich, daß der Ausfuhr Europas und Amerikas hier eine schwere Konkurrenz erwächst, zumal die japanischen Waren von guter Beschaffenheit sind. Leistung bei so niedrigen Gestehungskosten, vor allem so niedrigen Löhnen ist freilich nur möglich, weil dem Japaner kein Opfer zu groß ist für sein Vaterland.

Wir wohnten in Tokio im Railway-Hotel und standen am anderen Tag schon früh 4 Uhr auf, um den ersten Zug nach Nikko zu benutzen. Die Tempel von Nikko, deren Prunk alles bisher Geschaute übertrifft, mußten wir noch sehen. Eine dreistündige Fahrt brachte uns ans Ziel. Es regnete. Wir durchfuhren die wundervolle alte Kryptomerienallee, die zu den Tempeln führt. Wir besuchten die Heiligtümer, deren reiche, überladene Pracht an unser Barock erinnert. Man wird berauscht von all der Kunst, die sich dem Auge aufdrängt. Freilich ist die Heiligkeit der schlichten, ruhigen, alten Tempel hier nicht zu spüren. Man scheut sich förmlich, die spiegelglatten, roten Lackfußböden zu betreten. Es mag sein, daß vielleicht auch das ungünstige Wetter und die Uebermüdung keine rechte Freude an Nikko in mir aufkommen ließ.

Durchfrosen, mit nassen Füßen, kamen wir zur Station, von wo wir die Rückfahrt nach Tokio antragen, und schließlich war ich froh, sobald wie möglich wieder zum Schiff und zur Ruhe zu kommen.

Ehe ich mit diesen Zeilen Abschied nehme von Japan, möchte ich noch einige Worte über die Japanperlen sagen, die heute im Handel aller Länder eine beachtliche Rolle spielen. Perlen waren einst eine Kostbarkeit, geliebt und begehrt. Ihre Seltenheit und die mühevollte Art ihrer Gewinnung auf Ceylon, in Australien und im Persischen Golf bestimmten früher ihren hohen Wert. Nur die mit Glücksgütern Gesegneten durften sich am Besitz echter Perlen erfreuen. Heute ist das anders geworden. Kulturperlen werden heute auf einer wissenschaftlichen Basis gezüchtet, die von Kokichi Mikimoto erfunden und ausgewertet wurde, und zwar in der Bucht von Ago, Provinz Shima, an der Südküste der Insel Hondo gelegen.

In wunderschöner Gegend, gut geschützter See, die sich 50 Seemeilen weit erstreckt, begann die Perlenzucht im Jahre 1890, und 1894 wurde die erste Ernte halbrunder Perlen gesammelt. Nach langen, zeitrauenden Versuchen gelang es erst im Jahre 1905, die ersten vollkommen runden Perlen in der Zucht zu erzielen.

Das Verfahren ist folgendes: In das Fleisch sorgfältig gezüchteter Austernmuscheln werden mit größter Vorsicht kleine Perlen oder kleine Perlmuschelkörnchen eingeführt. Sie bilden den Kern der zukünftigen Perle. Der einzige Unterschied zwischen einer Zucht- und einer natürlichen Perle ist der, daß das Körnchen hier zufällig, dort absichtlich in die Muschel hineingekommen ist. Nach dieser Operation werden die Austern in Drahtkörben von großen hölzernen Flößen aus auf den Meeresboden gesenkt und verbleiben dort bis zu sieben Jahren, nach dieser Zeit muß der Kern mit einer dicken Perlmasse bedeckt sein und eine schöne runde Perle erzeugt haben. Marktfähige Kulturperlen können aber nicht im Ueberfluß erzeugt werden. 20 Prozent jeder Zucht sterben ab; 20 Prozent bringen kein Ergebnis, und von den 60 Prozent, die geerntet werden, sind vielleicht 4 bis 5 Prozent für den Handel geeignet.

Trotzdem ist der Preis einer Kulturperle nur etwa ein Viertel von dem der schönen Perlen aus Ceylon, Australien oder Persien. Ihr Wert liegt in der Vollkommenheit der Form, der Farbe und des Glanzes. Tokio ist der Haupthandelsplatz der Kulturperlen.

Daß gerade Japan das Stammland der Perlenzüchtung wurde, ist bezeichnend für die Rührigkeit der Japaner. Dieses Inselvolk strebt mächtig nach oben und bedient sich dabei, selbst aufbauend und weiter denkend, aller Errungenschaften der Technik, der Forschung, des Wissens. Daneben scheint es in stiller Abgeschlossenheit noch zu träumen und in der Vergangenheit zu wandeln. Es scheint! In Wahrheit wacht es und lebt und strebt, uns Europäern oft ein Rätsel, ein schönes Rätsel mit seltsamen Eindrücken, die ich gern als den besten Gewinn meiner Reise buche.

XXIII.

Unser nächstes Ziel war Honolulu. Das einheimische Volk begrüßte uns mit dem schönsten seiner Heimatlieder „Aloha Oe!“, gedichtet von seiner letzten Königin Lilioukalau. In Musik gesetzt wurde es von dem Deutschen Heinrich Berger, der einst die königlich hawaiische Kapelle begründete und sie viele Jahre leitete. Es ist unser „Guten Morgen“, unser „Sei treu“, das beste aber, was Aloha ausdrückt, ist „Ich liebe dich“. Ein Grußlied, ein Abschiedslied mit der Bitte, treu zu sein, wiederzukommen zum Sonnenland, wo der Mensch den Menschen liebt. So recht zum Ausdruck bringt diesen Gedanken erst die deutsche Musik. Dazu kam der Vortrag, der nichts zu wünschen übrig ließ, denn die eingeborenen Bewohner der hawaiischen Inseln sind durchweg sehr musikalisch.

Das paradiesische Eiland erinnerte noch einmal an Bali. Nur daß sich hier hohe Zivilisation der Bevölkerung zur Pracht der Landschaft gesellt.

Hawai wird auch die Regenbogeninsel genannt, ihrer vielen Niederschläge wegen, denen immer schnell die Sonne folgt, die dann prächtige Regenbogen hervorzaubert. Nicht immer angenehm sind hier die starken Winde. Wir sahen einen Wasserfall, der in seinem Lauf durch den Wind gehemmt wurde. Wie bei einem dampfenden Geysir wurde sein Wasser an den Berg emporgetrieben. Und am Spouting-Horn, von wo sich eine wundervolle Aussicht über die Insel und über das Meer bietet, herrscht ständig ein derartiger Wirbelwind, daß einem die Kleider über den Kopf fliegen.

Von hier aus besuchten wir das im Meer liegende Glasmotorboot. Man fährt damit hinaus zu den Korallenriffen und sieht durch den Glasboden die wunderbaren Gebilde der Meerestiefe, die riesigen Korallenbäume, umgaukelt von bunten Fischen aller Art. Ein wunderbares Erlebnis! Diese Eindrücke verstärkte dann noch der Besuch des Aquariums mit den phantastisch schönen, zum Teil furchterregenden Bewohnern der tropischen Meere.

Das Museum in Honolulu ist als Bauwerk und im Innern so schön, daß man nicht weiß, was man mehr bewundern soll, das Innere oder das Außere. Die alten hawaiischen Gegenstände fesselten mich am meisten, zumal ein Feder-Königsschmuck darunter war.

Am Nachmittag sahen wir dann noch hawaiische Tänze der berühmten Hula-Hula-Mädchen. Es wurde eine Huldigung der Königin vorgeführt, wie sie wohl zur Zeit der Regentin stattgefunden haben mag. Man war gebannt von den edlen rhythmischen Bewegungen, die uns wie die heiligen Tempeltänze Balis anmuteten. Der Gesang schöner Frauenstimmen, zum Teil auch der Klang einheimischer Musikinstrumente begleitete die Tänze.

Eine Nachtfahrt brachte uns von der Hawaii-Insel Oahu nach der Insel Hilo, wo wir am Hilo-Pier landeten. Auch hier wurden wir von den Hawaiianern mit Gesang begrüßt; mit Blumenketten geschmückt ging es zu den Wagen, die uns 222 Meilen landein zu den Kratern tragen sollten. Das ganze Gebiet ist seit 1916 amerikanischer Nationalpark, und eine wundervolle Autostraße durchzieht das undurchdringliche Urwaldgelände, das sich zu beiden Seiten dicht an die Straße anschließt. Zuerst führt der Weg noch durch üppige Zuckerrohrplantagen, an Zuckerfabriken und reizenden Villenorten mit üppiger tropischer Blütenpracht vorbei. Kallablüten leuchten da zu Tausenden, herrliche Amaryllis und köstliche Lilienarten, alles Blumen, die wir in Europa mühevoll im Treibhaus züchten. Hier blühen sie in Ueberfülle im Freien. Ich lasse die vielen bei uns unbekanntes Blütenbäume und Sträucher unbenannt. Zum Teil sind mir selbst die Namen fremd, und auch der Leser meiner Briefe wird schwerlich darin Bescheid wissen. Von der Schönheit

dieser Blütenpracht gibt ja doch weder eine Beschreibung noch ein Bild einen vollen Begriff.

Die Villenorte, die ich erwähnte, sind modern, in amerikanischem Stil gehalten. Die Wohnungen der Hawaiianer sind wie in Indien und Ceylon auf hohen Pfählen errichtet, ganz einfache Behausungen aus Bambus und Palmbältern.

In schnellstem Tempo steigt unser Wagen die gewundene Straße zur Höhe hinauf, über 1200 Meter hoch. Das Wetter hält sich seinem Ruf entsprechend, der sagt, diese Inseln hätten die meisten Niederschläge der Welt. Es gießt in Strömen, wie bei einem Gewitterregen, der Himmel ist aber auch schnell wieder heiter. Doch die Sonne benimmt sich wie ein launisches Kind. Sie lächelt unter Tränen. Jedenfalls muß man hier das Wetter unter allen Umständen berücksichtigen, und Schirm und Gummimantel müssen ständige Begleiter sein. Im allgemeinen waren wir noch vom Glück begünstigt, denn die schlimmsten Güsse fanden uns immer wieder, nach den Besichtigungen, im Wagen.

Im Nationalpark wurden wir von einem Führer zuerst zu dem unterirdischen Lavakanal geleitet. Es ging tief hinab durch einen Farnbaumwald. Die Stämme der Farne erreichten hier eine Höhe von 12 Meter, mit Wedeln von 7,50 Meter Länge. Diese Pracht ist fabelhaft. Wie riesige Bischofsstäbe steigen die neuen Blätter aus der Baumkrone empor. Unser Pfad führte tief hinab ins Innere der Erde und dann durch einen Lavakanal. Dieser bildete sich dadurch, daß die glühende Masse im Kern weiter abfloß, während die äußeren Schichten schon erkalteten und erstarrten. Ein unheimlicher Weg, tief unten im schwach beleuchteten Lavageröll, nahe den schlummernden Kratern. Wir waren froh, als wir wieder ans Tageslicht kamen.

Nun ging es hinein ins eigentliche Kratergebiet. Schon von weitem zeigte es sich an durch das Zurückweichen der Vegetation. Der Pflanzenwuchs wagt sich zwar sofort wieder an die erloschenen Schlünde heran, vor den noch dampfenden Kratern aber zieht er sich scheu zurück.

Der Kilauea-Iki wird im Volksmund „Das Haus des ewigen Feuers“ genannt. Aus allen Weltteilen zieht er die Menschen an. Hier kann man die flüssige Lava beobachten, wie sie bis zum Rand des Kraters emporsteigt und dann wieder zurücksinkt, gewaltige Dampf- und Aschewolken ausstoßend. Gase und Dämpfe steigen ständig überall in dem weiten Gebiet empor. In der Kraterzone liegt auch der Mauna Loa, der nur alle vier Jahre arbeitet. Der letzte Ausbruch war 1932. Der Krater füllte sich mit Lava, die reichlich 250 Meter tief hinabströmte und ein Gebiet von 80 Acker überdeckte. Der höher gelegene, immer dampfende Halermaumau zerstörte 1790 die einheimische Armee und zeigte sich fortan dauernd lebendig, ohne jedoch Schaden anzurichten, bis zum Ausbruch 1924. Dann sank die Lava wieder zurück. Im Sommer 1927 war er wochenlang in Tätigkeit, auch 1928 im Januar, dann in allen folgenden Jahren. Am 5. Januar 1932 überflutete seine Lava weite Strecken. Von seinem höchsten Punkt bietet sich dem Beschauer ein schauerliches Bild, ein Blick in den tiefen Krater, in dem die Lava brodelte.

Im Vulkanobservatorium hörten wir einen lehrreichen Vortrag mit Lichtbildern über Vulkanausbrüche. Danach sind die hawaiianischen Vulkane nicht wie viele andere mit Gasen überladen, die Explosionen hervorrufen. Vielmehr steigt in ihnen die Lava langsam empor und fließt ab; dadurch bilden sich nicht wie etwa am Vesuv Erhebungen der Krater. Sie bleiben flach, und das Kraterloch sinkt immer wieder tief in sich zusammen, sobald die Lavamasse zurücktritt. Natürlich ist den Vulkanen nie zu trauen. Sie müssen dauernd beobachtet werden.

Bei der Kinoschau im Observatorium wurde die Geschichte von Frau Pele erzählt, genau dieselbe, wie man sie in Japan vom Fuji-san und auch bei anderen Vulkanen berichtet. Die Sage meldet, daß eine alte Frau zum Hause eines Inselbewohners kommt und um Nahrungsmittel bittet. Die Gabe wird ihr verweigert. Sie geht zum Nachbar, und dort wird sie bewirtet. Sie dankt und sagt den Gastgeber, sie sollten sogleich um ihr unbegrenztes Grundstück Steine legen, um es so von dem des Nachbarn kenntlich zu machen. Man folgt dem Rat der alten Frau. Darauf setzt ein Erdbeben ein, und der Vulkan sendet seine Lavamassen ins Tal. Sie weichen an dem mit Steinen bezeichneten Grundstück von ihrem Wege ab und zerstören das der ungastlichen Nachbarn. In diesen Sagen ist der Glaube der Menschen an ein göttliches Walten in den Naturkräften gespiegelt, und so ist z. B. der Fuji-san, der heilige Berg der Japaner, zum Sitz einer Gottheit geworden.

Nach kurzer Rast im „Volcano-House“, wo wir wieder eingeborene Hula-Hula-Mädchen bei ihren graziösen Tänzen betrachten konnten, fuhren wir talwärts. Regen und Sonnenschein begleiteten uns abwechselnd. Eine herrliche Küstenfahrt zeigte uns noch den Onomea-Bogen im Meer, eine natürliche

Torbildung, wie wir sie ähnlich im Capri im Arco naturale kennen. Von da besuchten wir den Regenbogen-Wasserfall, der uns in letzter Minute auch wirklich den Regenbogen zu zeigen versuchte. Ein liebliches Bild in der gewaltigen, großartigen Umgebung.

Das war der Schluß des großen Ausflugs. Noch einmal erklangen vor uns die hawaiianischen Lieder. Dann hieß es Abschied nehmen von einem Paradies, in dem eines Volkes Seele stirbt. Mit festem Griff hält es die Zivilisation umspannt. Versinken wird es in absehbarer Zeit, und nur in seinen Liedern wird eine spätere Zeit diese Seele noch erkennen.

XXIV.

Die Gedanken wandern zurück zur Amerikareise vor vier Jahren. Damals standen wir am Hafen von San Franzisko und sahen ein nach Japan abfahrendes Schiff. Sehnsüchtig schauten wir ihm nach und dachten, wie schön es sein müßte, dieses Land kennenzulernen. Ein Wunsch schien es damals, der nie in Erfüllung gehen könnte. Nun kam unser Schiff von dort. Wir haben das schöne Heimatland der Japaner gesehen, und es hat uns viel gegeben. Dankbaren Herzens denkt man daran zurück. Der Wunschtraum wurde Erfüllung.

Am 12. Mai, an einem durchsonnten Morgen, sind wir in San Franzisko gelandet. Obwohl wir uns freuten, hier der Heimat wieder näher zu sein, schweiften doch wehmütige Gedanken zurück zu all den schönen Eindrücken der Reise, die nun langsam zu Ende geht.

Wir hatten uns von unserer Reisegesellschaft freigemacht, besuchten auf eigene Hand alle uns bekannten Punkte. Noch immer spielten Hunderte von munteren Seehunden an den Klippen im Meere. Gern schaut man wieder ihrem Treiben zu. Die Aussichtspunkte waren, wie fast immer in San Franzisko, vernebelt. Wir kannten die herrliche Fernsicht von früher und waren deshalb nicht enttäuscht. Gab es doch in der Nähe mehr als genug zu sehen. Prachtvolle Anlagen waren da neu entstanden. In den Dünen erhoben sich viele kleine Wochenendhäuser, und ein reicher Mann namens Fleischhacker hatte dicht dabei eine fabelhafte Anlage geschaffen, ein riesiges Schwimmbad im Freien, dessen Wasser durch Heizung ständig auf gleicher Temperatur gehalten wird. An kühlen Tagen ist dieses Wasser wärmer als die Luft.

Im Aquarium, das einst ein Deutscher errichtete, begegneten uns noch einmal die wunderbaren Lebewesen der Südsee: die hübschen, uns aus Hawei bekannten Zierfische in ihrer bunten Schönheit und die schauerlichen Tintenfische, die kaum zu leben scheinen, so langsam sind ihre Bewegungen. Geflügelte Fische waren hier nur wenige zu sehen und auch nicht so schön wie in Hawai.

Im Park erfreuten uns wieder die Standbilder unserer Geistesgrößen. Da steht das gleiche Monument Schillers und Goethes wie in Weimar, und auch sonst sind noch viele unserer Unsterblichen hier vertreten. Alles Stiftungen deutscher Männer und Frauen. Auch den reizenden Japanischen Garten besuchten wir wieder. Diesmal erschien er uns freilich nicht mehr so schön wie vor Jahren. Wir hatten in Japan das Original kennengelernt; nun wirkte die Nachbildung, worin alles auf engstem Raum zusammengedrängt ist, fast überladen. Immerhin ist es eine nette, lebendige Wiedergabe der Heimatgärten der Japaner.

Zum erstenmal auf unserer Reise hatten wir in San Franzisko die Freude, vom deutschen Generalkonsul eingeladen zu werden. In all der Reisezeit vermißten wir es schmerzlich, daß keiner unserer deutschen Vertreter im Ausland es für nötig hielt, seine Landsleute willkommen zu heißen. Es hätte ja nur ein Gruß auf dem Schiff zu sein brauchen. Ganz anders erging es da den Amerikanern. Sie wurden fast überall von ihren Konsulen eingeladen und fanden so in der Fremde stets einen Menschen, der ihnen ein Stück Heimat war und ihnen beratend zur Seite stand.

Wie schön es ist, im fremden Hafen vom Konsul des Heimatlandes empfangen zu werden, erfuhren wir nun bei Dr. Häußer in San Franzisko. In seinem gastlichen Hause vergingen uns die Stunden wie im Fluge. Hier hörten wir vom Ergehen der Deutschen, ihrem Zusammenhalten und ihrem schweren Ringen in der Fremde. Gerade an diesem Morgen hatte der Konsul einen harten Kampf durchzufechten gehabt wegen des Nürnberg-Films. Man hatte Einschreibungen daran vorgenommen, hatte erlogene Greuelszenen von angeblichen Judenmißhandlungen eingeschmuggelt. Zum Glück gelang es, die Stellen an den beigefügten Texten zu erkennen, die falsches Deutsch aufwiesen. So wurde der Film endlich verboten. Aber ein

schwerer Kampf war vorausgegangen. Und diese Vorgänge waren bezeichnend. Feindliche Mächte stehen in Amerika gegen uns. Mut und Energie sind nötig, sie zu überwinden. Das erfuhren wir hier und nahmen manchen guten Rat und manch nützliche Auskünfte von dem deutschen Haus mit auf den Weg.

Pünktlich um Mitternacht verließen wir den schönen, vom Lichterglanz der terrassenartig aufsteigenden Stadt beleuchteten Hafen von San Franzisko und landeten am frühen Morgen in Los Angeles. Das heißt, eigentlich landeten wir an der Mole von San Pedro, 45 Kilometer von Los Angeles entfernt; denn die schöne kalifornische Gartenstadt hat keinen eigenen natürlichen Hafen.

Ganz nahe bei Los Angeles liegen Beverly Hills und Hollywood. Die herrlichen Parkanlagen dieser Orte sind noch schöner geworden, als sie schon vor vier Jahren waren. Noch immer nennen die Fahrer hier die Namen der Filmgrößen, wenn man an ihren Besitzungen vorüberkommt. Reges Leben herrscht an und in den Studios.

Nach achttägiger Fahrt war Balboa, war der Panamakanal erreicht, dieses Wunderwerk menschlicher Kraft und menschlichen Geistes. Gegenüber diesem Riesenbau schwinden die Pyramiden von Giseh, die man einst als das größte Weltwunder bestaunte; denn in einer der Schleusen allein ist mehr Material verarbeitet als in allen drei Pyramiden zusammen. Man sieht nur nicht soviel davon auf den ersten Blick. Man muß erst hindurchfahren, dann ahnt man, was da geschaffen wurde.

1881 begannen die Arbeiten am Kanal. Zu Tausenden starben die Arbeiter an Fieber und Typhus. Die Sümpfe erzeugten ungeheure Mückenschwärme. Die fremd zugewanderten Arbeiter vertrugen das Klima nicht. Unterschleife, Unfähigkeit und sonst allerlei Hemmungen traten auf. Das gezeichnete Geld erwies sich als unzulänglich. 1889 mußte die Arbeit eingestellt werden. Damit war das französische Unternehmen abgetan, obwohl 1894 eine neue Gesellschaft mit neuem Kapital zustande kam. Das Werk glitt den Franzosen aus den Händen, da inzwischen Amerika auf den Plan trat. Die Amerikaner bauten zunächst eine Eisenbahn über den Isthmus; der erste Zug überquerte 1895 die Landenge. Zugleich regten sich ihre Bemühungen um ein Konkurrenzbeginnen gegen das französische Unternehmen. Zum Schluß bekam Amerika alles in die Hand.

Am 28. Juni 1902 begannen die amerikanischen Kanalarbeiten unter dem genialen Ingenieur Colonel Goethals, der mit seinen Mitarbeitern das große Werk auch wirklich durchführte. Am 10. Oktober 1913, früh 9 Uhr (in Europa 3 Uhr nachmittags) wurde der Kanal eröffnet. Hunderttausende von Menschen waren am Kanal, um der letzten Sprengung beizuwohnen, die das Wasser der beiden Ozeane ineinanderfließen lassen sollte. Im Weißen Haus in Washington hatte Präsident Wilson die Vertreter der ganzen Welt um sich versammelt, um der letzten Handlung zur Vollendung des Kanals beizuwohnen. Diese letzte Tat führte Wilson von seinem Empfangsraum in Washington selbst aus. Eine unter- und eine überirdische Leitung von 4000 Kilometer Länge war von dem Raum, in dem Wilson mit seinen Gästen stand, bis zum letzten Hindernis am Kanal gelegt worden, bis zum Gamboadam, der noch den Atlantischen Ozean von Großen Ozean trennte. Die Ingenieure hatten dort in 1000 Bohrlöchern 40 000 Kilogramm Dynamit verteilt, die in einem Augenblick die letzte Schranke zwischen zwei Weltmeeren beseitigten.

Zur festgesetzten Stunde drückte Wilson auf einen goldenen Knopf im Versammlungssaal in Washington. Die ungeheure Entladung erfolgte planmäßig. Telegramme verkündeten der ganzen Welt das Gelingen. Die Erschütterung der Erde bei der Sprengung soll einem starken Erdbeben geglichen haben.

Zwei Amerikaner durchfuhren sogleich vom Gatunsee aus in einem Kanu den Kanal. Am 17. November 1913 fand eine Probefahrt mit dem Dampfer „Louise“ statt. Als dann die letzten Arbeiten bei Cucuracha beendet waren, wurde der Kanal auch für große Schiffe freigegeben; das war ein Jahr später, am 15. August 1914. Eine Eröffnungserklärung Amerikas für die gesamte Welt erfolgte aber erst im Juli 1920.

Der Kanal ist 80 Kilometer lang. Die durchfahrenden Schiffe müssen den 26 Meter über dem Meeresspiegel liegenden Gatunsee durchqueren. Dazu dienen 6 Doppelschleusen. Die Schiffe werden darin gehoben und wieder gesenkt. Die Kosten der Durchfahrt für unser Schiff beliefen sich auf 12.500 Dollar, gegenüber der durch den Suezkanal, die 24.540 Dollar gekostet hatte. Die Durchfahrt dauert 7 bis 8 Stunden. Es war eine ganz wundervolle, abwechslungsreiche Fahrt. Die Ufer, die entgegenkommenden Schiffe, deren Steigen und Fallen wir beobachten konnten, die Schlepp-Bahn am Ufer, die unser Schiff im Gleichgewicht hielt, die fabelhaften Schleusen, die sich unterirdisch lautlos öffnen und schließen, alles das schuf immer neue, reizvolle Bilder.

XXV.

Schon lange, bevor sich das Schiff dem Hafen von Habana nähert, sieht man die schönen Ufer. Das Morro-Schloß mit seiner Umwallung auf der Bergeshöhe fällt weithin auf. Das Wort „Morro“ ist spanisch und bedeutet „Vorgebirge“ oder „Hochland“. Man bezeichnet so eine Festung, und eine Festung ist das Schloß auch wirklich. Es wurde 1597 zum Schutz gegen die Seeräuber errichtet und diente lange Zeit als Fort. Heute ist es Sitz einer Kadettenschule.

Von den Zinnen dieser Festung grüßte uns die kubanische Flagge. Ueber das in goldgelb blau und grün schimmernde Meer nahte sich unser stolzes Schiff dem Hafen, vorüber an drohenden Kanonen. Die Gebäude der Stadt wurden sichtbar. Reges Leben herrschte im Hafen, denn Kuba ist eine der wohlhabendsten Inseln der Antillen. Und doch ist kaum der zehnte Teil des Landes bebaut. Der fruchtbare Boden läßt alles in Ueberfülle gedeihen. So steht Kuba heute in der Zuckergewinnung an erster Stelle. Als nächstes ist der Anbau von Tabak zu nennen. Und Bananen, Ananas, Apfelsinen und Zitronen wandern in ungezählten Schiffsladungen von Kuba hinaus in die Welt. Eine Fahrt hinein ins Land zeigte uns Reichtum und üppige Schönheit. Das Klima ist tropisch. Drei Monate im Jahr setzt hier der Regen aus, dann kommt er aber täglich, fast zur gleichen Stunde, und zwar so ausgiebig, daß er Fahrwege in reißende Bäche verwandelt.

Wir besichtigten die größte Zuckerfabrik von Habana, wo wir die Herstellung der besten Zigarre der Welt, der Corona-Corona, verfolgen konnten. Erstklassige Kräfte verarbeiten hier das kostbare Kraut aufs sorgfältigste. Auf sauberen Marmortischen liegen die Blätter. Auch das kleinste Aederchen wird hier entfernt. Vom Arbeiter geht es zum Sortierer und nur das Beste vom Besten kommt zur Verpackung.

Wundervoll war die Rundfahrt am Meer entlang auf der breiten Korsostraße, die dann weit hineinführt ins Land. Dabei fiel uns auf, daß hier am Strand die alten Bäume, besonders die hohen Palmen gänzlich fehlten. Uns wurde gesagt, das sei ein Zeichen dafür, wie furchtbar die Stürme hier hausen; sie lassen in Seenähe nichts aufkommen.

Am Abend kehrten wir zur Stadt zurück und besuchten dort noch die berühmten spanischen Jai-Alai-Spiele (sprich: Hei-lei), ein aufregendes Ballspiel, ähnlich dem Tennis, aber schwieriger. Der rechte Arm der Spieler ist durch einen Korb verlängert, mit dem der Ball gefangen und geworfen wird. Dabei gehts unglaublich flink zu. In einem langen Raum hinter Gittern fliegen die Bälle, und die Zuschauerplätze sind bis hinauf zu den engen Logen, wo jeder Platz 1 Dollar kostet, dicht gefüllt. Wetten werden abgeschlossen, gewonnen und verloren. Das Geld fliegt hin und her, in eigens dafür vorhandene Behälter. Eine gewaltige Aufregung herrscht hier, bis endlich der eine der Spieler ermattet aufgibt. Fortsetzung folgt am nächsten Tag. Die Wetten werden gestoppt und die Zuschauer verlassen noch ganz aufgeregt die Halle.

*

Dann kam ein besonderer Augenblick: Zum letztenmal wurde die Hängetreppe des geliebten Schiffes bestiegen. Jeder von uns wird wohl daran gedacht haben, daß der nächste Hafen Neuyork war. – In stiller Nacht standen wir am Deck und sahen das Lichtermeer von Kuba, der schönen Insel, langsam verschwinden. Sicher wie immer fuhr das Schiff zum Hafen hinaus, und am 29. Mai landeten wir in Neuyork. Leider konnte uns die „Resolute“ nicht zur Heimat zurückbringen, da sie schon für denselben Abend von einer anderen Gesellschaft gemietet war. Wir mußten also auf einem Schwesterschiff die Heimreise antreten. Da der „Ballin“, mit dem wir heimfahren wollten, erst in sieben Tagen in See ging, hatten wir viel Zeit für Neuyork, das wir schon zur Genüge kannten, für einen größeren Ausflug aber wieder zu wenig. So kamen wir auf den Gedanken, die Weltausstellung in Chikago und die Kriegsflottenschau in Neuyork zu besichtigen. Dagegen stand jedoch ein Hindernis. Wollten wir auf dem Landweg nach Chikago und wieder zurück reisen, so wäre unser Plan nicht auszuführen gewesen. Nur mit dem Flugzeug konnten wir es schaffen. In 5 bis 6 Stunden fliegt man von Neuyork nach Chikago. Aller Stunden soll ein Flugzeug gehen. Die Sache wurde erwogen und ausgeführt.

Wir flogen, und es ging ganz gut. Kurz vor Chikago aber bekamen wir einen Motordefekt. Auf einer Notstation im freien Felde mußten wir niedergehen, 60 Kilometer von Chikago entfernt. Ein anderes Flugzeug wurde beordert. Nach langem Warten kam es und nahm uns auf. Das Einsteigen ohne Treppe war ein Kunststück, aber es gelang. Zur Belohnung für unsere unfreiwillige Rast durften wir dann noch über die

Stadt und das Ausstellungsgelände fliegen. Wir hatten einen märchenhaften Ausblick von unserer Höhe auf die Millionen Glühlampen, die erleuchteten Springbrunnen und die Industriehallen.

Drei an Eindrücken reiche Tage brachten wir in Chikago zu. Jeden Tag waren wir in der Ausstellung, genossen aber trotzdem nur eine Kostprobe. In riesiger Schau sind hier die Erfindungen und Neuerungen auf allen Gebieten der Technik anschaulich dargestellt.

Alle Nationen waren auf der Ausstellung mit eigenen Bauten vertreten und zeigten das Besondere ihres Landes. Deutschland bot eine schöne Gaststätte „Alt-Heidelberg“ und ein „Schwarzwalddorf im Winter“ mit einer Eisbahn, wo man Rollschuh lief. Die Lokale waren so überfüllt, daß kein Platz zu finden war. Ueberhaupt erfreut sich die Ausstellung eines so regen Besuchs, daß die Kosten schon im vorigen Jahr gedeckt waren und sogar noch ein ansehnlicher Gewinn blieb. Kein Wunder, daß man sich entschloß, sie noch ein weiteres Jahr stehenzulassen.

Besonders fesselnd war die Gewinnung des „schwarzen Goldes“, wie man das Oel nennt. Schwarz entsteigt es dem Boden und wird durch Raffinerie bis zur Wasserklarheit gereinigt. Die Diamantengewinnung ist in einer unterirdischen Mine zu beobachten. Daneben stehen die Kronen der ganzen Welt in Nachbildungen, aber mit echten Perlen und Diamanten geschmückt, zur Schau. Ferner sind herrliche Diamanten ausgestellt. Diese Kostbarkeiten werden von der Höhe aus bewacht. Eine einzige verdächtige Bewegung eines Beschauers – und sogleich würde alles verschwinden.

Amerika zeigt natürlich alle Erzeugnisse und alle Stämme seines Landes, auch Indianer. Aber diese Rothäute haben mit den weitab von aller Zivilisation lebenden Indsmen in Arizona, die wir vor vier Jahren besuchten, nichts zu tun. Es war armes Volk in alter Tracht, aber noch fähig, schöne Silberarbeiten und Kleidung nach alter Art anzufertigen. Auch die berühmten Töpfereien von Ildefonso fehlten nicht. Sie glichen denen, die wir an Ort und Stelle sahen.

Sehr ergriffen hat mich der Anblick der alten Blockhütte, in der der Präsident Lincoln geboren wurde; auch sein schlichtes Wohnhaus und viele Erinnerungsstücke an ihn hat man hier zusammengetragen.

Zum Schluß besuchten wir eine Siedlung aus alter Zeit, wie Karl May sie beschreibt. Es war mir, als müßten seine Gestalten aus den Gebäuden hervortreten, als schlichen hinter den Planken der Umzäunung die Feinde umher. Ich stieg hinauf auf die Wachttürme, setzte mich auf die harten Holzpritschen und an den einfach genagelten Tisch und sah die Feuerstelle mit den alten Geräten. Welch ein Zauber ging von alledem aus! Aber es ist eine versunkene Welt. Man kann sie nicht festhalten. Sie lebt nur noch in den Büchern.

*

Der Gatte meiner lieben Reisegefährtin, beide bekannt aus meinem Buch „Mit Karl May durch Amerika“, hatte in Neuyork wieder, wie vor vier Jahren, in dem schönen Savoy-Plazar-Hotel für uns Zimmer gemietet und die Räume verschwenderisch mit Blumen ausgestattet. Dankbar genossen wir den behaglichen Aufenthalt.

Bei Freunden am River Side Drive sahen wir in den nächsten Tagen die imposante Flottenschau, 80 große Kriegsschiffe, die am Hudson ankerten. Tausende von Menschen belagerten die Ufer. Am Abend fuhren wir die ganze Strecke ab und weiter über die neue Brücke, die größte der Welt, die Neuyork mit New Jersey verbindet. Vor uns hatten wir die erleuchteten Schiffe, die mit ihren riesigen Scheinwerfern die nächtliche Umgebung erhellten. Der vorletzte Abend unseres Aufenthalts in Neuyork gestaltete sich zu einem Festabend für mich. Im Heim eines lieben Freundes fand eine Indianerhuldigung für mich statt. Zahlreiche Gäste, darunter viele Indianer, hatten sich in den schönen Räumen versammelt. Von den Indianern wurden Kulttänze aufgeführt und erklärt, ferner Gesänge, Märchen und Betrachtungen nach alten Ueberlieferungen vorgetragen. Alle diese Rothäute hatten höhere Schulen besucht. Es sind gebildete Menschen, die meist als Lehrer wirken. Ein fester Zusammenhalt ist unter ihnen. Sie sind stolz auf ihre Rasse und halten sie rein.

Dieser Abend war ein schöner Abschluß der Weltreise, die uns so viel Neues und Wissenswertes gebracht hat.

Dankbar gedenke ich hier der Reiseleitung, die so vorzüglich für uns sorgte. Niemals hätte man auf eigene Faust so viel sehen und erleben können in so kurzer Zeit, wie es unter dieser ausgezeichneten Führung möglich war. Es muß auch in aller Welt bekannt sein, daß die deutschen Schiffe für derartige Reise

die besten sind; denn auf unserem Schiff waren die verschiedensten Nationen vertreten, Nationen, die selber Schiffe von der Art der „Resolute“ laufen haben. Wenn diese Fremden es vorziehen, mit einem deutschen Schiff zu fahren, so ist das doch sehr auffällig. Wir Deutschen waren uns jedenfalls einig, daß unser Schiff uns das liebste auf der Welt war, und wir alle werden wohl bis zum Lebensende dankbar an die liebe „Resolute“ zurückdenken.

Es war eine wunderschöne Zeit, die 143 Reisetage, da wir im aufgeschlagenen Buch der Welt, geschrieben von Gottes eigener Hand, lesen durften. Wie klein ist jedes einzelne und wie groß das Ganze! Wie verschieden sind die Anschauungen der Menschen und ihre Religionen, die im Grunde doch alle in die eine Erkenntnis ausmünden, in die Erkenntnis menschlicher Nichtigkeit vor dem Ewigen.

Am Abend des 6. Juni bestiegen wir den Dampfer „Ballin“, der uns endlich zur Heimat zurückbringen sollte. Eine Minute nach Mitternacht löste sich das Schiff vom Pier. Noch lange standen wir an Deck und sahen das Lichtermeer der Riesenstadt Neuyork entschwinden. Die Fackel der Freiheitsstatue grüßte zum letztenmal.

Zwei stürmische Tage folgten, dann wurde die See ruhiger. Schließlich war der Heimathafen erreicht. Unsere deutschen Lieder, die wir auf der Reise so oft gehört, erklangen wieder. So wie hier, im Anblick der Heimat, erschütterten sie uns nie zuvor. Die Tränen ließen sich nicht zurückhalten, Tränen der Dankbarkeit für all das Schöne, das ein gütiges Geschick uns geboten, Tränen der Freude, die geliebte Heimat wieder zu grüßen. Was Heimat heißt, weiß vor allem der, der die Fremde kennt. Mag sie noch so schön sein, die Heimat ersetzt sie nicht. Das köstlichste Heiligtum des Menschen ist und bleibt die Heimat!

Ende.

Aus: Der Freiheitskampf, Dresden. 18.02. – 02.09.1934.

Nr. 48, 55, 69, 76, 88, 97, 104, 118, 125, 132, 149, 153, 160, 167, 174, 181, 188, 195, 202, 209, 216, 223, 230, 237, 244.

25 „Reisebriefe“ von Klara Mays Weltreise (27.01.1934-12.06.1934)

Texterfassung: Hans-Jürgen Düsing, April 2019